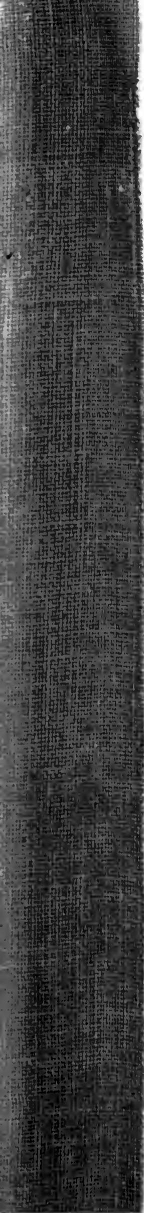


Der japanische prinz

Denis Diderot





Der japanische Prinz

von

Denis Diderot

Uebersetzt und herausgegeben
von
Lothar Schmidt

Mit 5 Bildern von
Franz von Bayros

München und Leipzig
bei Georg Müller

Der japanische Prinz.

Die Favoritin ging zeitig zu Bette und schlief sehr spät ein. Um den Augenblick ihres Erwachens zu beschleunigen, kitzelte man ihr die Fußsohlen und erzählte ihr Geschichten; und um die Erfindungsgabe und die Lunge der Erzählenden zu schonen, teilten sich vier Personen in dieses Amt: zwei Emire und zwei Frauen. Diese vier Stegreiferzähler fuhren auf Befehl der Favoritin nacheinander in derselben Erzählung fort. Das Haupt der Favoritin war weich auf ein Kopfkissen gebettet, ihre Gliedmaßen waren auf dem Bette ausgestreckt und ihre Füße der Kitzlerin anvertraut, als sie sagte: „fangt an," und alsbald begann die erste ihrer Frauen wie folgt:

Die erste Frau:

„Ach Schwester, der schöne Vogel! Was, seht Ihr ihn nicht in den Zweigen dieses Palmenbaumes, wie er mit dem Schnabel über seine Federn streicht und sich die Flügel und den Schwanz putzt? Gehen wir sachte hin, vielleicht, wenn man ihn ruft, wird er näher kommen, denn er schaut recht gesellig aus. Vogel, mein Herz, Vogel, mein kleiner König, komm, fürchte nichts. Du bist zu schön, als daß man dir Böses täte, komm, ein

reizender Käfig wartet dein. Oder wenn du die Freiheit vorziehst, sollst du frei bleiben.“ Der Vogel war zu galant, um auf die Lockungen der beiden jungen und hübschen Mädchen nicht einzugehen. Er flog auf und ließ sich leicht auf dem Busen der nieder, die ihn gerufen hatte. Agariste (dies war ihr Name) legte ihm eine Hand auf den Kopf, die sie über seine Flügel gleiten ließ, und sagte zu ihrer Genossin: „Ach Schwester, wie reizend er ist! wie weich sein Gefieder ist! wie glatt und wie rein! Schau, sein Schnabel und seine Pfoten sind rosafarben und seine Augen von einem wunderbaren Schwarz.“

Die Sultanin:

Wer waren diese beiden Frauensleute?

Die erste Frau:

Zwei von den Jungfrauen, die die Chinesen in Klöster einschließen.

Die Sultanin:

Ich glaubte nicht, daß es Klöster gäbe in China.

Die erste Frau:

Ich auch nicht. Jene Jungfrauen schwebten in großer Gefahr, wenn sie ohne Erlaubnis aufhörten, welche zu sein. Wenn es einer passierte, daß sie sich ungeschickt aufführte, so warf man sie für den Rest ihres Lebens in eine dunkle Grube, wo sie

unterirdischen Genien überlassen war. Es gab nur ein Mittel, dieser Qual zu entgehen, dieses bestand darin, daß man sich verrückt stellte oder es wirklich war. Alsdann stellten die Chinesen, die wie wir und die Muselmänner eine unbegrenzte Hochachtung vor den Verrückten haben, sie zur Verehrung der Völker in einem von einem Baldachin überdachten Bette aus und führten sie bei den großen Festen unter den Klängen kleiner Glöckchen und allerlei modischer Tamburine, die, wie man mir gesagt hat, sehr harmonisch klingen sollen, auf den Straßen spazieren.

Die Sultanin:

Fahren Sie fort; sehr gut, meine Dame. Ich bekomme Lust zu gähnen.

Die zweite Frau:

So kam also der weiße Vogel in den Tempel der feuerfarbenen Meerkatze.

Die Sultanin:

Was ist das, eine Meerkatze?

Die zweite Frau:

Eine alte und sehr beweihräucherte Pagode, die Patronin des Hauses. In wie weiter Ferne auch die jungfräulichen Genossinnen Agaristes sie mit ihrem schönen Vogel auf der Faust bemerkten, sie liefen herbei, umringten sie und richteten an sie

tausend Fragen auf einmal. Inzwischen erhebt sich plötzlich der Vogel in die Lüfte, schwebt über ihnen dahin, sein Schatten bedeckt sie und siehe da, merkwürdige Bewegungen gehen in ihnen vor. Agariste und Melissa fühlen zuerst die wundersamen Wirkungen seines Einflusses. Ein göttliches Feuer, eine heilige Glut entzünden sich in ihrem Herzen; ein gewisses Etwas, fein und leuchtend, dringt in ihren Geist ein, gärt dort und macht aus den beiden Schwachköpfen, die sie waren, zwei der geistreichsten und gewecktesten Mädchen, die es in China gab: sie tun ihre Gedanken zusammen, vergleichen sie, teilen sie sich mit und wenden dabei unmerklich Kraft und Scharfblick an.

Die Sultanin:

Wurden sie dadurch glücklicher?

Die zweite Frau:

Ich weiß es nicht. Eines Morgens hub der weiße Vogel zu singen an und zwar auf eine so melodische Weise, daß alle Jungfrauen darob in Verzückung gerieten. Die Oberin, die bis dahin den starken Geist gespielt und den Vogel verachtet hatte, verdrehte die Augen, stürzte ans Fenster und rief mit versagender Stimme: „Ach, ich kann nicht mehr! ... Ich vergehe! ... ich kann nicht mehr ... Reizender Vogel, göttlicher Vogel, noch ein kleines Lied!“

Die Sultanin:

Ich sehe diese Szene vor mir und ich glaube, der weiße Vogel mag große Lust gehabt haben zu lachen, als er sah, wie etwa hundert Mädchen so dalagen, Kopf und Kleider in Verwirrung, irren Auges, beschleunigten Atems und mit erstickter Stimme vor ihrer großen feuerfarbenen Meerkatze zärtliche Gebete stammelten. Ich würde nun gar zu gerne wissen, was weiter geschah.

Die zweite Frau:

Was weiter geschah? Ein Wunder, eines der seltsamsten Wunder, deren die Annalen der Welt Erwähnung tun.

Die Sultanin:

Erster Emir, fahren Sie fort.

Die erste Emir:

Es wurden eine Anzahl kleiner Geister geboren, ohne daß die Jungfräulichkeit jener Mädchen darunter litt.

Die Sultanin:

Nicht doch, Emir, Sie machen sich lustig. Ich will zwar, daß man mir Märchen erzähle, aber doch nicht so lächerliche.

Der erste Emir:

Bedenken Sie nur, gnädige Frau, daß es Geister waren.

Die Sultanin:

Sie haben recht, ich dachte nicht daran. A—h ja, Geister! (die Sultanin gähnte bei diesen letzten Worten).

Der erste Emir:

Man benachrichtigte die Oberin von dem Wunder. Die Priester wurden versammelt; man disputierte hin und her über die Geburt der kleinen Geister; nach langen Streitigkeiten über den Entschluß, der zu fassen wäre, entschied man sich, die große Meerkatze zu befragen. Alsbald verkündeten die Tamburins und die Glöcklein dem Volke die Zeremonie. Die Tore des Tempels werden geöffnet, Weihrauch angezündet, Opfer gebracht. Es dürfte schwer gewesen sein, die Gläubigen davon zu überzeugen, daß der Vogel Vater der kleinen Geister war.

Die Sultanin:

Ich sehe, Emir, Sie wissen noch nicht, wie dumm die Völker sind.

Der erste Emir:

Nach anderthalbstündigem Kniebeugen, Weihrauchstreuen und anderen Aeffereien kratzte sich die große Meerkatze das Ohr und begann in der schlechten Prosa, die man für himmlische Poesie hält, herzuleiern:

Um den Geruch der Jungfernschaft zu wahren,
Darinnen dieser heil'ge Ort soll stahn,
Entweiche der gefiederte Galan:
Er mag sich singend anderwärts gebaren.

Jungfraun, vor solcher Tücke seid auf Eurer Hut;
Soweit Ihr Jungfern, bleibt es, dann wird man Euch loben;
Verschließet Eure Herzen jenem Singsang gut
In Züchtigkeit mit frommem Mut:
So ist's der Wille droben.

Und du, aus deren Mund sein Loblied ist erklungen,
Die ihm in meinem Tempel Aufenthalt gewährt,
Hör auf zu weinen jetzt, gebiete deinem Leid.
Der weiße Vogel hat für dich genug gesungen;
Er suche jene gute Fee, die Wahrheit lehrt
Und flieh, sich mausernd, aus dem Reich der Lüge weit!

Die Sultanin:

Fräulein, Sie haben heute eine harte Hand und kitzeln mich zu sehr. Sachte, sachte ... sehr gut ... so wie jetzt ... Ah, wie gut das tut! Morgen soll sofort der Gnadenbrief über das Ruhegehalt, das ich Ihnen versprochen habe, unterzeichnet werden.

Der erste Emir:

Man war sich nicht recht klar über das Orakel; es gab Veranlassung zu einer Unmenge Vermutungen, von denen die eine immer dreister war als die andere, wie das so das besondere Vorrecht der Orakel ist. „Die Wahrheit lehrt," meinte die Eine, „Wahrheit. Das ist offenbar der Name einer fremden Taube, für die er bestimmt ist." — „Daß er die Lüge fliehe," meinte eine andere, „und daß er sich mausere.'' — „Mausern soll er sich, Schwester? wird er sich denn mausern? das ist doch schade; er hat so schöne Federn!" Und alle insgesamt stimmten an: „Meine Schwester Agariste hat ihn so weit gebracht!" Nachdem man endlich das Orakel durch viele Deutungsversuche erzürnt hatte, befahl die Priesterin, daß vorsichtshalber der lockere Vogel eingesperrt würde, damit er nicht vollendete, was er so glücklich begonnen hatte, und damit er seine Art nicht ins Unendliche vervielfältigte. Es setzte einigen Widerspruch vonseiten der jungen Klausnerinnen. Aber die Alten b!ieben fest, und der Vogel wurde in einen Schlafsaal verbannt, wo er seine Tage in einer gräßlichen Langeweile verbrachte. Und was die Nächte anbetrifft, so kam immer irgend eine mitleidige Jungfrau auf den Fußspitzen herbeigeschlichen und tröstete ihn über seine Verbannung. Indessen, die Nächte

kamen ihm bald ebenso lang vor wie die Tage. Immer dieselben Gesichter! Immer dieselben Jungfrauen!

Die Sultanin:

Ihr weißer Vogel ist zu anspruchsvoll; was brauchte er denn noch?

Der erste Emir:

Bei allem Geiste, den er den Klausnerinnen eingeflößt hatte, blieben die doch höchst langweilige Zierpuppen: kein weltgewandtes Benehmen, keine Schulung, keine sogenannte Lebendigkeit, keine gemeinsam abgekarteten Schelmereien. Anstatt dessen Seufzer, Müdigkeiten, ewige Fadheiten und Leichenbittermienen, das einem schlimm dabei werden konnte. In reiflicher Erwägung dessen beschloß bei sich der weiße Vogel, daß es Zeit wäre, seinem Geschicke zu folgen und davonzufliegen; und das tat er denn auch, nachdem er noch ein wenig geschwankt hatte. Man sagt, er habe einige Skrupel gehabt wegen der Eide, die er Agariste und einigen Anderen geschworen hatte. Ich weiß nicht, was Wahres daran ist.

Die Sultanin:

Ich auch nicht. Aber es ist sicher, daß die Skrupel nicht lange dem Ueberdruß standhalten, und daß, wenn es den Ungläubigen nicht darauf an-

kommt, Eide zu leisten, es ihnen noch weniger darauf ankommt, sie zu brechen.

Im Verfolg dieses Gedankens stieß die Sultanin sehr deutlich ihr drittes Gähnen aus, ein Zeichen ihrer Schläfrigkeit oder ihrer Langweile und gleichzeitig ein Befehl, daß man sich zurückziehe, der so geräuschlos wie möglich ausgeführt wurde.

Zweiter Abend.

Die Sultanin sagte zu ihrer Kitzlerin: „Behalten Sie diese Bewegung bei; das ist das Wahre. Hier, Fräulein, ist der Gnadenbrief über Ihr Ruhegehalt; der Sultan wird es verdoppeln unter der Bedingung, daß, wenn Sie aus meinem Gemache herausgehen, ihm denselben Dienst leisten; ich habe nichts, aber auch rein gar nichts dagegen. Sehen Sie zu, ob Ihnen das paßt ... Zweiter Emir, Sie sind dran. Wenn ich mich recht erinnere, so schwang sich Ihr weißer Vogel in die Lüfte und entfernte sich um so schneller, als er gehofft hatte, seinen Gewissensbissen zu entgehen, indem er einen großen Zwischenraum zwischen sich und die Gründe legte, welche diese Gewissensbisse veranlaßten. Es war spät, als er davonflog? Wohin kam er?

Der zweite Emir:

Zum Kaiser von Indien, der gerade in seinen Gärten frische Luft schöpfte und am Abend mit seinen Frauen und seinen Eunuchen spazieren ging. Der weiße Vogel ließ sich auf dem Turban des Herrschers nieder, was man für eine gute Vorbe-

deutung hielt, und das war es auch wohl; denn, obgleich der Sultan keinen Schwiegersohn besaß, wurde er doch bald darauf Großvater. Die Prinzessin Lively — so hieß die Tochter des großen Kinkinka, ein Name, den man in unserer Sprache ungefähr mit „Nettigkeit" oder „Lebhaftigkeit" wiedergeben würde — rief, sie habe nie etwas so Schönes gesehen. Und der Vogel sagte bei sich selbst: „Welch ein Teint! was für Augen! wie schmiegsam ihre Gestalt ist! die Jungfrauen der feuerfarbenen Meerkatze boten mir keine Reize, die sich mit diesen hier vergleichen ließen."

Die Sultanin:

So sind sie Alle. Ich werde so lange die Schönste sein in den Augen Mangoguls, bis daß er mich verläßt.

Der zweite Emir:

Es gab niemals so schlanke Beine, noch so kleine Füße.

Die Kitzlerin:

Ihr Vogel wird gefälligst die ausnehmen, so ich kitzle.

Der zweite Emir:

Lively trug kurze Röcke und der weiße Vogel konnte leicht die Schönheiten bemerken, deren Lob er von dem Turban herab besang, auf den er sich niedergelassen hatte.

Die Sultanin:

Ich wette, er hatte kaum dieses Selbstgespräch beendet, so verließ er den Ort, von wo aus er seine scharfsinnigen Beobachtungen anstellte, um sich auf dem Schoße der Prinzessin niederzulassen.

Der zweite Emir:

Sultanin, es ist wahr.

Die Sultanin:

Könnten Sie nicht solche Gemeinplätze vermeiden?

Der zweite Emir:

Nein, Sultanin; das ist das sicherste Mittel, Sie einzuschläfern.

Die Sultanin:

Sie haben recht.

Der zweite Emir:

Diese Vertraulichkeit des Vogels mißfiel einem schwarzen Eunuchen, der sich einfallen ließ, zu sagen, man müßte dem Vogel die Kehle durchschneiden und ihn der Prinzessin zum Mittagsmahle zubereiten.

Die Sultanin:

Sie würde eine schlechte Mahlzeit gehabt haben; nach seiner Ermüdung bei den Jungfrauen und unterwegs mußte er mager sein.

Der zweite Emir:

Lively zog ihren Pantoffel ab und schlug damit dem Eunuchen auf die Nase, die davon platt wurde.

Die Sultanin:

Aha, daher der Ursprung der platten Nasen: sie rühren von dem Pantoffel Livelys und ihres dummen Eunuchen her.

Der zweite Emir:

Lively ließ einen Korb herbeibringen, steckte den Vogel hinein und schickte ihn schlafen. Er hatte es nötig, denn er kam um vor Müdigkeit und Liebe. Er schlief, aber einen gestörten Schlaf; ihm träumte, daß man ihm den Hals umdrehte, daß man ihm die Federn ausrupfe, und er stieß ein Geschrei aus, das Lively erweckte, denn der Korb stand auf ihrem Nachttisch, und sie hatte einen leichten Schlaf. Sie klingelte, ihre Frauen kamen herbei, man zog den Vogel aus seiner Lagerstatt hervor. Die Prinzessin urteilte nach dem Beben seiner Flügel, daß er sich erschrocken habe. Sie nahm ihn an ihren Busen, küßte ihn und machte es sich zur Pflicht, ihn durch die zärtlichsten Schmeicheleien und die hübschesten Namen wieder zu beruhigen. Der Vogel hielt sich an der Brust der Prinzessin, trotz der Lust, die ihn peinigte.

Die Sultanin:

Er hatte bereits den Charakter der . . . .

Der zweite Emir:

Er war schüchtern und verlegen von Haus aus; er begnügte sich damit, seine Flügel auszubreiten und damit eine niedliche Brust zu bedecken und zu drücken.

Die Sultanin:

Was? er wagte nicht seinen Schnabel den Lippen Livelys zu nähern?

Der zweite Emir:

Diese Kühnheit glückte ihm. („Ja wie denn?" rief die Prinzessin „er ist unternehmend!") Inzwischen machte der Vogel von dem Privileg seiner Art Gebrauch und bekleckste sie eifrig zur großen Verwunderung ihrer Frauen, die sich die Seiten hielten. Dieses Abbild der Wollust machte Lively seufzen. Der Erbe des Reiches Japan sollte in Bälde ihr Gemahl werden. Kinkinka hatte davon gesprochen; man erwartete von Tag zu Tag die Gesandten, die um ihre Hand bitten sollten, die aber nicht kamen. Man erfuhr endlich, daß der Prinz Genistan, was in der Sprache jenes Landes Prinz Geist bedeutet, verschwunden war, ohne daß man wußte, warum und wie, und die traurige Lively kam darob so herunter, daß sie einige Tränen vergoß und wünschte, er möchte sich wieder wiederfinden. Indem sie sich nun mangels eines Besseren mit dem weißen Vogel tröstete, ließ der Kaiser von Japan,

dem das Verschwinden seines Sohnes den Kopf verdreht hatte, seinem Erzieher den Schnurrbart ausreißen und befahl Nachforschungen anzustellen. Indessen, es war bestimmt, daß Genistan lange nicht wieder in Japan erscheinen sollte. Wenn er an den Orten seiner Zurückgezogenheit seine Zeit gut anwendete, so verlor der weiße Vogel auch die seinige nicht bei der Prinzessin; er erreichte alle Tage neue Liebkosungen, man konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er anfangen würde zu singen, denn man hatte sich von seinem Gezwitscher die höchste Meinung gebildet. Der Vogel gewahrte das, und die Prinzessin wurde zufriedengestellt. Bei den ersten Tönen des Vogels ...

Die Sultanin:

Halt, Emir ... Lively stürzte sich auf einen Haufen Polster und zeigte so seinen Blicken Reize, die er, nicht ohne ihre Verwirrung zu teilen, der Reihe nach in Augenschein nahm. Er vermochte infolgedessen kaum ein zweites Mal zu singen, was die Ohnmacht der Prinzessin nur noch vermehrte, und diese Ohnmacht würde jetzt noch andauern, wenn der Vogel nicht auf die Idee gekommen wäre, mit den Flügeln zu schlagen und ihr frische Luft zuzufächeln. Lively aber war der Gesang so gut bekommen, daß ihr erster Gedanke war, ihn zu bitten, er möchte öfters singen, was sie auch mühelos er-

reichte. Der Vogel gehorchte ihr nur allzu sehr. Er sang so lange für sie, bis er heiser ward, und daher haben die Tauben ihre verschleierte und rauhe Stimme. Emir, ist es nicht so? ... Und Sie, Madame, fahren Sie fort.

Die erste Frau:

Das war ein Unglück für den Vogel, denn wenn man Stimme hat, so ärgert man sich, sie zu verlieren; es drohte ihm aber noch ein weit größeres Unglück: die Prinzessin fand, als sie eines Morgens erwachte, einen kleinen Geist an ihrer Seite; sie rief ihre Frauen herbei und befragte sie über den Neugeborenen: „Wer ist er? woher kommt er? wer hat ihn hierher gebracht?“ Alle beteuerten, daß sie es nicht wüßten. Inzwischen kam Kinkinka dazu; bei seinem Erscheinen verschwanden die Frauen der Prinzessin, und der Kaiser, der nun allein war mit seiner Tochter, fragte sie in einem Tone, der sie erbeben machte, wer der Sterbliche sei, der es gewagt habe, sich bis zu ihr zu erheben, und ohne noch eine Antwort abzuwarten, eilt er ans Fenster, öffnet es, packt den kleinen Geist bei den Flügeln und wollte ihn eben in einen Kanal werfen, der die Mauern des Palastes umspülte, da verbreitete sich eine wirbelnde Helligkeit im Gemache, blendete die Augen des Herrschers und der kleine Geist entkam. Kinkinka, der sich

von seinem Staunen, aber nicht von seiner Wut erholte, lief in seinem Palaste herum und schrie wie ein Verrückter, daß er Rechenschaft verlange; seine Tochter solle nicht ungestraft entehrt werden; bei Gott, er verlange Rechenschaft ... Der weiße Vogel wußte besser als irgend jemand, ob der Kaiser recht oder unrecht habe, so erbost zu sein; doch er wagte nicht zu reden aus Furcht, er möchte der Prinzessin dadurch Kummer bereiten; er begnügte sich damit, eine solche Heidenangst zu kriegen, daß ihm die langen Federn aus dem Schwanzfittich ausgingen, was ihm ein ruppiges Aussehen gab.

Die Sultanin:

Und Lively hörte auf, sich um ihn zu bekümmern, nachdem er aufgehört hatte, schön zu sein; und da er auch in ihren Diensten einen Teil seiner Stimme eingebüßt hatte, so sagte sie eines Tages bei der Toilette: „Man schaffe diesen Vogel fort; er ist schauderhaft häßlich geworden. Er singt falsch; er taugt zu nichts mehr ... Zweite Dame, fahren Sie fort.

Die zweite Frau:

Dieser Beschluß wurde bald im Palaste bekannt. Der Eunuch glaubte die Zeit gekommen, wo er aus dem Unglück des Vogels Nutzen ziehen und sich für das seiner Nase rächen könnte. Er bewies

der Prinzessin durch alle Regeln der neuen Kochkunst, daß der weiße Vogel ein köstliches Essen abgeben würde, und nachdem Lively der Form halber sich dagegen ein wenig gesträubt hatte, willigte sie darin ein, daß man ihn nach der Basilika brachte. Der weiße Vogel, schwer beleidigt, wie man sich denken kann, wenn man sich an seine Stelle versetzt, flog der Prinzessin ins Gesicht, hackte ihr mit dem Schnabel auf dem Kopfe herum, warf alle Riechfläschchen um, zerbrach das Nachtgeschirr und flog davon.

Die Sultanin:

Lively und ihr Koch gerieten darob in einen unbeschreiblichen Groll. „Dieser Frechling,“ sagte sie: „Das wäre ein wunderbares Gericht gewesen,“ meinte jener.

Die zweite Frau:

Während der Koch sein Messer wieder einsteckte, das er vergebens gewetzt hatte, und die Frauen der Prinzessin damit beschäftigt waren, ihr den Kopf mit kaltem Wasser zu kühlen, erreichte der Vogel, von seiner Rache wenig befriedigt, das Weite und vermochte sich erst zu trösten über die Undankbarkeit Livelys, als er die Hoffnung gefaßt hatte, ihr eines Tages in seiner natürlichen Gestalt zu gefallen und dann ihre Liebe zu erwidern. Er stellte folgende Betrachtungen an in seinem

Vogelkopfe: „Ich besitze Geist. Wenn ich aufhören werde Vogel zu sein, werde ich zum Malen schön sein. Es ist hundert gegen eins wetten, daß sie in mich verrückt sein wird. Darauf warte ich bloß. Dann komme ich an die Reihe. Die Undankbare! Die Treulose! Ich habe für sie gezittert, daß ich die Federn verlor. Ich habe für sie gesungen, bis ich die Stimme verlor. Und auf ihren Befehl wollte ein Koch sich meiner bemächtigen, mir den Hals umdrehen und ich würde jetzt in der Basilika sein! Welch eine Belohnung! Und da sollte ich sie noch reizend finden? Nein, nein und abermals nein! Solche Ruchlosigkeit löscht in meinen Augen all ihre Reize aus. Wie garstig sie ist! wie ich sie hasse!"

Hier begann die Sultanin zu lachen und gähnte zum erstenmal.

Die zweite Frau:

Man ersieht aus diesem Selbstgespräch, daß der weiße Vogel, obgleich er in die Prinzessin verliebt war, um ihretwillen doch nicht in die Basilika kommen wollte und daß er für sie, die er liebte, alles hingegeben hätte, nur nicht das Leben.

Die Sultanin:

Und daß er so aufrichtig war, dies einzugestehen... Sie sind dran, erster Emir.

Der erste Emir:

Der weiße Vogel flog unaufhörlich. Seine Absicht war, das Land der Wahrheit zu erreichen. Doch wer soll ihm den Weg weisen, wer ihm als Führer dienen? Man gelangt auf unendlich vielen Wegen dahin, doch alle sind schwer innezuhalten und selbst die schon mehrmals die Reise gemacht haben, kennen keinen von ihnen vollständig. Er mußte also vom Zufall Auskunft erwarten und er würde darin nicht unglücklicher gewesen sein als andere Reisende, wenn seine Entzauberung nicht von der Begegnung der Fee abhängig gewesen wäre, eine schwierige Begegnung, die man im allgemeinen mehr einem gewissen Instinkte verdankt, den nur wenige Wesen besitzen, als diesen Grübeleien.

Die Sultanin:

Und dann, haben Sie mir nicht auch gesagt, daß er ein Prinz war?

Der erste Emir:

Nein, Fürstin, wir wissen noch nicht, was er ist, noch was aus ihm werden wird; vorläufig ist er immer noch ein Vogel. Der Vogel folgte seinem Instinkte: Die Finsternis schreckte ihn nicht. Er flog die ganze Nacht hindurch, und es begann bereits zu dämmern, als er sich auf der Hütte eines Schäfers befand, der seine Herde aufs Feld trieb,

indem er auf seiner Schalmei einfache, ländliche Weisen blies, die er nur hin und wieder unterbrach, um an eine junge Bäuerin, die ihn, ihr Linnen spinnend, begleitete, einige zärtliche und naive Worte zu richten, worin Natur und Leidenschaft sich ganz nackt zeigten: „Bist du aber zeitig aufgestanden, Zirphe." — „Und dabei bin ich erst sehr spät eingeschlafen." — „Und warum bist du so spät eingeschlafen?" — „Weil ich an meinen Vater, meine Mutter und an dich dachte." — „Fürchtest du etwa Widerstand von seiten deiner Eltern?" — „Weiß ich?" — „Soll ich mit ihnen reden?" — „Natürlich sollst du! wie kannst du nur so fragen?" — „Wenn sie mich aber abwiesen?" — „Dann würde ich vor Kummer sterben."

Die Sultanin:

Der Vogel ist nicht mehr weit vom Lande der Wahrheit. Man berührt es allenthalben, wo die Verderbnis den Herzensempfindungen noch keine gezierte Sprache verliehen hat.

Der erste Emir:

Kaum war der weiße Vogel dem Schäfer zu Gesicht gekommen, als dieser ihn seiner Schäferin zum Geschenke zu machen gedachte. Dies merkte der Vogel sehr wohl an den Vorkehrungen, die man traf, um ihn zu fangen.

Die Sultanin:

Daß nur Ihr ausschweifender Vogel der jungen Unschuld keinen kleinen Geist andrehe! verstanden?

Der erste Emir:

Da er durch jene Leute Kunde von der Wahrheit zu erhalten vermeinte, ließ er sich erwischen, und er tat gut daran. Er hörte sie gleich in den ersten Tagen nennen, die er mit ihnen zusammen verlebte; die beiden hatten nur sie auf den Lippen; sie war ihre Gottheit und sie fürchteten nichts mehr, als daß sie sie beleidigen könnten. Da aber weit mehr Gefühl als Einsicht in dem Kult steckte, den sie ihr darbrachten, merkte er zunächst, daß die besten Freunde der Fee nicht die wären, die am besten ihren Aufenthalt kannten, und daß die, welche sie umgeben, sich über sie so lange sie wollten, unterhalten mochten — die Mittel sie zu finden, würden sie ihn doch nicht lehren. Er entfernte sich von den Schäfern, entzückt von der Unschuld ihres Lebens, von der Einfachheit ihrer Sitten, von der Naivetät ihrer Gespräche und überlegte, daß sie vielleicht all diese Vorzüge nur der ewigen Dämmerung verdankten, die auf den Gefilden herrschte und die in ihren Augen die Dinge untereinander verschwimmen ließ, indem sie diese Leute verhinderte, ihnen imaginäre Werte beizumessen oder doch wenigstens ihren realen Wert zu übertreiben.

Hier stieß die Sultanin einen leichten Seufzer aus, und da der Emir zu erzählen aufgehört hatte, sagte sie zu ihm mit matter Stimme:

„Fahren Sie fort, ich schlafe noch nicht."

Der erste Emir:

Unterwegs ließ sich der weiße Vogel in einem Taubenschlag nieder, dessen Bewohner ihn sehr übel aufnahmen. Sie umringen ihn, und da sie an seinem Gezwitscher und Gefieder einigen Unterschied von dem ihrigen gewahren, so fallen sie mit hackenden Schnäbeln über ihn her und mißhandeln ihn grausam.

„O Wahrheit!" rief er da, „ermutigt und belohnt man so diejenigen, die dich lieben und die dich aufsuchen wollen!" — Er entwand sich, so gut er konnte, den Klauen der dummen, boshaften Vögel und erkannte, daß weniger die Schwierigkeit des Weges als die Intoleranz der Wanderer seine Reise verlängert habe.

So weit war der Emir gekommen, ungewiß, ob die Sultanin schlief oder wachte, denn hinter den Gardinen hörte man nur noch das Geräusch des Ein- und des Ausatmens. Um sich nun Gewißheit zu verschaffen, gab man der Kitzlerin ein Zeichen, daß sie ihre Tätigkeit wieder aufnehme. Da aber das Schweigen der Sultanin fortdauerte, so schloß man daraus, daß sie schlief und ein jeder zog sich auf den Fußspitzen zurück.

Dritter Abend.

Die Etikette bei den Abenden der Sultanin verlangte, daß der Erzähler des vorangegangenen Tages die Erzählung am folgenden Tage nicht fortsetzen dürfte. Die Sultanin hatte die Beobachtung gemacht, daß nichts den Schlaf schneller herbeirief als die Erinnerung an die ersten Lebensjahre oder ein Gebot an Brahma oder philosophische Gedanken.

„Wenn Sie wollen, daß ich prompt einschlafe," sagte sie zum zweiten Emir, „so treiben Sie mir Philosophie."

Der zweite Emir:

Da eines Abends der weiße Vogel längs einer Wiese spazieren ging und weniger an die Auffindung der Wahrheit dachte als die Schönheit und Schweigsamkeit der Gegend, bemerkte er auf einem ziemlich hohen Hügel ein Licht, das abwechselnd erlosch und sich wieder entzündete. Dorthin richtete er seinen Flug. Das Licht wurde stärker, je näher er kam, und bald befand er sich oben bei dem leuchteten Palaste, der besonders merkwürdig

war durch den Glanz und die Dicke seiner Mauern, die Größe seiner Fenster und die Kleinheit seiner Tore. Er sah wenig Leute in den Gemächern, die von sehr einfacher Ausstattung waren. In Zwischenräumen standen Leuchter auf kleinen Tischchen, und allenthalben gewahrte man Spiegel. Plötzlich erkannte er seine alte Wohnung wieder und zwar die beiden Gemächer, worin er die ersten und schönsten Tage seines Lebens verbracht hatte, und er weinte vor Freude darüber. Aber seine Rührung verdoppelte sich noch, da er, die übrigen Räume des Palastes durcheilend, die Fee Wahrheit entdeckte, die sich in den Hintergrund eines Alkovens zurückgezogen hatte, woselbst sie, die Augen auf einen Globus geheftet und die Hand an einen Kompas gelegt, damit beschäftigt war, die Wahrheit eines berühmten Systems festzustellen.

Die Sultanin:

Ein Prinz unter den Augen der Wahrheit erzogen! Emir, wissen Sie auch, was Sie da sagen? Das ist nicht absurd genug, um darob zu lächeln und zu absurd, um geglaubt zu werden!

Der zweite Emir:

Der weiße Vogel flog wie toll auf die Schulter der Fee, die ihn zunächst nicht bemerkte; aber sein Fittichschlagen war ein so schnelles, seine Lieb-

kosungen waren so lebhaft, und sein Geschrei so laut, daß sie aus ihrem Sinnen auffuhr und ihren Schüler erkannte; denn niemand ist so scharfsichtig wie die Feen.

Die Sultanin:

Ein Prinz, der in seinem Streben nach Wahrheit verharrt! das ist wieder so eine Geschichte! Es fehlt nicht viel, so werde ich Euch Schweigen auferlegen; doch fahret fort.

Der zweite Emir:

Sogleich berührte Wahrheit ihn mit ihrer Wünschelrute: seine Federn fielen zu Boden, und der weiße Vogel nahm seine natürliche Gestalt wieder an, indem ihm die Fee zur Bedingung machte, daß er wieder Taube werden müßte, bis daß er zu seinem Vater gelangt wäre, weil sie befürchtete, daß, wenn er dem Genius Rusch begegnete (was in der Landessprache „Lügner" bedeutete), der sein Todfeind war, er von neuem mißhandelt werden würde. Wahrheit richtete noch eine Reihe Fragen an ihn, worauf der Prinz Genistan, der kein Vogel mehr ist, schöne, klare und genaue Antworten gab, wie es sich gegenüber einer Fee geziemte. Er erzählte ihr seine Abenteuer; er verweilte besonders bei seinem Aufenthalt im Tempel der feuerfarbenen Meerkatze. Die Fee hatte den Argwohn, er füge seiner Erzählung einige

Umstände hinzu, die ihr noch fehlten, um ganz vergnüglich zu sein, und lasse wiederum einige fort, die ihr nicht zur Zierde gereicht hätten. Daß sie jedoch gegen solche harmlose Fälschungen nachsichtig war ...

Die Sultanin:

Harmlos belieben Sie das zu nennen, Emir! Mittelst dieser verhängnisvollen Kunst, macht man aus einer Bagatelle ein unanständiges, schamloses, entehrendes Abenteuer ... Schweigen Sie, schweigen Sie. Anstatt mich einzuschläfern, wie das ihre Pflicht ist, haben Sie mich bis morgen wach gemacht. Und nun, erste Dame, fahren Sie fort.

Die erste Frau:

Die Fee lachte viel über die kleinen Geister, die der weiße Vogel dort gelassen hatte. — „Und was wurde aus Eurer schönen Prinzessin, die Euch in die Basilika bringen wollte?" fragte sie ihn ironisch. — „Ach, die Undankbare," rief er „die Grausame! man rede mir nie mehr von ihr!" — „Ich verstehe Sie," versetzte Wahrheit, „Sie lieben Sie wahnsinnig." Dieser Gedanke war so lichtvoll für den Prinzen, daß er sofort gestand, er liebe sie noch. — „Aber was soll aus dieser Neigung werden?" fragte ihn Wahrheit — „Ich weiß nicht," antwortete Genistan; „Eine Ehe." — „Eine Ehe!" versetzte die Fee, „um so schlimmer. Ich glaube,

ich habe für Euch eine angemessenere Partie gefunden" — „Und was ist das für eine Partie?" fragte der Prinz — „Es ist," sagte die Fee, „eine Person von geringer Geburt, in gewissem Alter schon, deren strenges Antlitz nicht auf den ersten Blick gefällt, aber sie hat ein gutes Herz, einen tüchtigen Kopf und kann sich sehr gediegen unterhalten. Sie gehörte einem jungen Philosophen, der durch vieles Kriechen vor den Großen sein Glück gemacht und sie darauf verlassen hat. Seit der Zeit suche ich jemanden, der sie möchte, und ich halte sie für Euch bestimmt —." „Könnte man von Euch den Namen erfahren," antwortete der Prinz, „den Namen der Verlassenen?" — „Polychrestra," sagte die Fee, „das bedeutet entweder in allem gut oder gut zu allem; es ist keine brillante Partie; Ihr werdet da wenig Titel, wenig Geld, aber Millionen an Grundbesitz finden und das wird Eure Angelegenheiten wieder ein wenig in Ordnung bringen, die Eures Vaters und Eure eigne Verschwendung sehr in Verwirrung gebracht haben." — „Daran denkt Ihr doch nicht im Ernste, meine Dame," antwortete der Prinz: dieses Gesicht, dieses Alter, dieses ganze Gebaren gefällt mir nicht, und man soll nicht sagen, daß der Sohn des so mächtigen Kaisers von Japan zur Frau eine Prinzessin von irgendwo genommen habe. Ja wenn es sich noch um

eine Mulattin handelte, würde man es nicht so genau nehmen."

Die Sultanin:

Man wechselt eben, wenn man sie satt hat.

Die erste Frau:

„Was meine Angelegenheiten anbetrifft, so habe ich ehrlichere und einfachere Mittel, um dafür zu sorgen. Ich werde borgen, meine Dame: Japan war, bevor ich Vogel wurde, voll bewunderungswürdiger Leute, die zu fünfundzwanzig Prozent monatlich liehen, so viel man wollte." — „Und diese bewunderungswürdigen Leute," versetzte Wahrheit, „werden Euch schließlich mit Polychrestra verheiraten." — „Ha, ich schwöre Euch bei Euch selbst," sagte der Prinz, „daß dies nicht geschehen soll; und dann würde Eure Polychrestra auch verlangen, daß man ihr vom Morgen bis zum Abend Kinder machte, und ich wüßte nichts Gemeineres, als das." — „Was für Ideen!" sagte die Fee. „Ihr geltet für einen Mann von Verstand, ich möchte bloß wissen, wozu Ihr ihn gebrauchen wollt." — „Keineswegs, um dumme Ehen zu schließen," antwortete der Prinz. — „Solche Geringschätzung ist hier sehr wenig am Platze," sagte ernst zu ihm Wahrheit. „Polychrestra ist ein wenig mit mir verwandt; ich kenne und liebe sie und Ihr werdet Euch schon entschließen müssen, sie zu

sehen." — „Gnädige Frau," antwortete der Prinz, „Sie könnten mir eine vergnüglichere Visite vorschlagen, und wenn ich Ihnen durchaus gehorchen muß, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß ich nicht eine erbärmliche Figur mache." — „Und ich stehe Ihnen dafür," sagte Wahrheit, „daß Polychrestra nicht daran schuld sein wird: sehen Sie sich sie an, ich bitte Sie darum, und glauben Sie mir, Sie werden sie schon achten, wenn Sie sich nur Zeit lassen." — „Was Achtung und Ehrfurcht anbetrifft, so will ich ihr gern im voraus soviel zollen, als ihr beliebt, aber ich kann Ihnen nur immer wieder wiederholen, daß ich mich niemals in die verflossene Braut eines kleinen Philosophen verlieben werde; das wäre etwas so Albernes, etwas so Lächerliches, daß es gar nicht wieder gut zu machen wäre." — „Nun, mein Herr," sagte Wahrheit, „wer verlangt denn, daß Sie sich in Sie verlieben sollen? Sie sollen sie bloß heiraten, mehr wünscht man nicht von Ihnen." — „Warten Sie einmal," versetzte der Prinz, „ich weiß ein Mittel, wie sich alles aufs Beste machen läßt. Lively muß ich haben, das ist sicher, ohne sie kann ich nicht leben. Wenn Sie Lively dazu überreden könnten, daß sie bloß meine Maitresse wird, so will ich gern Polychrestra zu meiner Frau machen und wir wollen alle damit zufrieden sein." — Die Fee, obgleich von Natur ernst, konnte sich nicht

enthalten über den Vorschlag des Prinzen zu lachen. — „Sie sind jung,“ sagte sie zu ihm, „und ich entschuldige, daß Sie Lively vorziehen.“ — „Ach, sie wird mir noch nötiger sein, wenn ich alt bin.“ — „Sie täuschen sich,“ meinte die Fee; „Lively wird Ihnen oft unbequem sein, wenn Sie im absteigenden Alter sich befinden, aber Polychrestra wird Ihnen immer nötig sein.“ — „Darum gerade will ich sie ja alle beide haben: Lively wird mich in meinem Frühling vergnügen und Polychrestra mich im Greisenalter trösten.“

Die Sultanin:

Ach, meine Gute, Sie sind kostbar. Dagegen hält keine Schlaflosigkeit stand; Sie verstehen einen mit einer Kunst zu unterhalten und einzuschläfern, die Ihnen ganz allein eigen ist. Niemand versteht, einem die Augenlider schwer zu machen wie Sie; jedes Wort, was Sie sagen, ist ein kleines Gewicht, das Sie daran hängen, und wenn Sie noch vier Minuten länger erzählt hätten, so würde ich mein Lebtag, glaube ich, nicht wieder aufgewacht sein. Fahren Sie fort.

Die erste Frau:

Nach diesem Gespräch, das immerhin ein Weilchen dauerte, wie soeben die Frau Sultanin so klug bemerkt hat, zog sich der Prinz in seine ehe-

malige Wohnung zurück. Er verbrachte noch einige Tage bei der Fee, die ihm gute Winke gab, an die er bei passender Gelegenheit sich erinnern zu wollen versprach und die er gar nicht gehört hatte. Darauf wurde er zu seiner großen Betrübnis wieder Vogel. Die Fee nahm ihn auf die Hand und schwang ihn ohne Feierlichkeit in die Lüfte. Er eilte in vollem Fluge nach Japan, wohin er in kurzer Zeit gelangte, obgleich es ziemlich weit bis dort war.

Die Sultanin:

Es ist viel leichter, sich von Wahrheit zu entfernen, als ihr nahe zu kommen.

Die erste Frau:

Die Fee, welche merkte, daß der Prinz jetzt, da er wieder bei Hofe war, ihrer mehr denn je bedurfte, beeilte sich, um noch rasch ein sehr schwieriges und sehr unnötiges Problem zu lösen und ...

Die Sultanin:

Denn unsere sichersten Kenntnisse sind nicht immer die vorteilhaftesten.

Die erste Frau:

Wahrheit folgte ihm dicht auf den Fersen und holte ihn auf dem Dache einer Sternwarte ein, wo er sich niedergelassen hatte.

Die Sultanin:

Die aber nicht die Pariser Sternwarte war.

Die erste Frau:

Sie reichte ihm die Hand hin. Der weiße Vogel kam sofort herabgeflogen und beide setzten die Reise zusammen fort.

Die Sultanin:

Sie sind an der Reihe, zweite Dame.

Die zweite Frau:

Der japanische Kaiser war entzückt von der Ankunft der Fee Wahrheit, die er seit seinem vierzehnten Jahre aus dem Gesichte verloren hatte. — „Was ist das für ein Vogel," fragte er sie zunächst, denn er hatte Vögel schrecklich gern: Immer hatte er eine Vogelzucht gehabt, und sein Hauptvergnügen war noch im Alter von achtzig Jahren, Hänflinge ausbrüten zu lassen. — „Dieser Vogel," antwortete Wahrheit, ist Ihr Sohn." — „Mein Sohn!" schrie der Sultan, „mein Sohn eine dicke, plumpfüßige Taube! Ach, göttliche Fee, was habe ich Euch getan, daß Ihr ihn so geschmacklos verwandeltet?" — „Das ist weiter nichts," antwortete die Fee. — „Wie, schwerenot! das ist nichts?" erwiderte der Kaiser. „Was zum Teufel soll ich mit einer Taube anfangen? Wenn es wenigstens

noch eine seltene Art wäre mit einem besonderen Federbusche; das ist ja gar nichts, das ist eine Taube wie alle anderen, eine ganz gewöhnliche weiße Taube. Ach, wunderfeine Fee, macht was Ihr wollt mit harten, gelehrten, anmaßenden, boshaften und brutalen Leuten, aber die Tauben laßt mir in Ruh." — „Ich war es ja gar nicht," sagte die Fee, „die Eurem Sohne diesen Streich gespielt hat; doch Ihr sollt ihn von mir wieder haben." — „Desto besser," antwortete der Kaiser, „denn obwohl meine Untertanen oft Gänschen, Pfauen, Geiern und Kranichen gehorcht haben, so weiß ich doch nicht, ob sie sich die Leitung einer Taube würden gefallen lassen." — Während der Kaiser in drei Worten die Geschichte des japanischen Ministeriums erzählte, blies die Fee den weißen Vogel an und so wurde er wieder Prinz Genistan. Dieses Wunder geschah im Kabinett seines Vater Zambador. Die Höflinge, fast alles Freunde des Genius Rusch (in der Sprache des Landes „Lügner") ärgerten sich, den Prinzen wieder zu sehen; doch keiner wagte seine Unzufriedenheit zu zeigen, und so ging alles gut. Zambador war sehr begierig zu erfahren, auf welche Weise sein Sohn eine Taube geworden wäre. Der Prinz schickte sich an, diesen Wunsch zu befriedigen und erzählte folgendes:

„Erinnern Sie sich, sehr ehrenwerter Sultan,

daß, als die Kaiserin meine Mutter, vierzig Jahre alt war, sie von Ihnen in einen alten verlassenen Palast am Gestade des Meeres verbannt wurde unter dem Vorwande, sie könnte keine Kinder mehr kriegen: man müßte die Thronfolge sichern und sie sollte die Pagoden bitten, zu denen sie immer großes Vertrauen gehabt habe, damit Sie von der neuen Gemahlin, die Sie nehmen würden, welche bekämen. Die gute Dame ging aber nicht auf Ihre Vernunftgründe ein und betete nicht. Sie wollte nicht den Ruf, daß sie von oben Regen, schönes Wetter, Kinder, Melonen, kurz alles, was sie wollte, erlangen könnte, aufs Spiel setzen, denn sie fürchtete, daß sie damit allen Kredit einbüßen würde auf Erden und im Himmel, da sie wohl wußte, daß, wenn Sie Ihnen auch nicht mehr jung genug war, Sie doch für eine andere zu alt sein würden." — „Mein Sohn," sagte Zambador, Sie sind ein Windbeutel und reden wie Ihre Mutter, die nie Vernunft annehmen wollte. Wissen Sie auch, daß, während Sie in Ihren Federn durch die Felder streiften, ich hier Kinder gemacht habe?"

Die Sultanin:

Das war vielleicht nicht die genaue Wahrheit, doch die Hauptsache ist, daß kleine Prinzen zur Welt kommen; ob die nun von ihrem Vater oder

von einem anderen seien mögen — die Großväter sind immer sehr zufrieden mit ihnen.

Die zweite Frau:

Der Prinz machte seinen Fehler wieder gut und sagte zu seinem Vater, er freue sich sehr, daß er immer noch bei guter Gesundheit wäre, und fügte hinzu: „Erinnern Sie sich gefälligst daran, was am Hofe zu Tongut geschah. Als Sie mich dorthin unter den Titel eines Gesandten schickten, damit ich für Sie um die Hand der Prinzessin Lirila (was in der Sprache des Landes „Die Indolente" oder „Die Schläfrige" bedeutet) anhielte, so nahmen Sie mir sehr übel, daß, da ich Lirila Ihrer nicht würdig fand, ich sie für mich nahm. Doch hören Sie jetzt auch, wie sich die Sache zutrug. Einige Tage nach meiner Werbung machte ich Lirila meinen Besuch und fand sie weniger schläfrig als gewöhnlich. Man hatte ihr rosafarbene Bänder ins Haar getan, die die Blässe ihres Teints ein wenig verschwinden ließen. Karmoisinrote Gardinen, die kunstvoll gezogen waren, warfen auf ihr Antlitz einen Schimmer von Leben. Man hätte meinen können, sie käme eben aus den Händen eines berühmten Malers unserer Akademie. Ihre Haltung war nicht bewegter, ihre Gesten nicht lebendiger als sonst, aber sie gähnte nicht viermal in einer Stunde. Nach ihrer Lässigkeit, nach ihrer

wirklichen oder nur erheuchelten Müdigkeit konnte man sie für eine halten, die am Tag zuvor geheiratet hätte.

Die Sultanin:

Könnte die Dame nicht etwas schneller fortfahren? sie möge bedenken, daß sie nicht die Prinzessin Lirila ist!

Diese Worte der Sultanin machten die beiden Frauen und die beiden Emire trostlos; sie waren alle vier zu einem Stelldichein verabredet, und Mirzoza, die das wußte, lächelte hinter den Gardinen über ihre Ungeduld.

Die zweite Frau:

Es sollte ein Ball stattfinden, und die Etikette am Hofe von Tongut verlangte, daß, wer ihn eröffnete, sich mindestens fünf Stunden vorher bei seiner Dame einfinde. Darum gnädigster Herr, ging ich so zeitig zur Prinzessin Lirila.

Die Sultanin:

War die Fee Wahrheit nicht bei diesem Gespräche zwischen dem Prinzen und seinem Vater zugegen?

Die zweite Frau:

Ja, gnädige Frau.

Die Sultanin:

Ich habe noch kein Wort aus ihrem Munde gehört.

Die zweite Frau:

Das kommt davon, daß sie wenig spricht in Gegenwart von Souveränen.

Die Sultanin:

Fahren Sie fort.

Die erste Frau:

Ich hatte also eine sehr lange Unterhaltung mit ihr, während der sie eine große Zahl einsilbiger Worte sehr deutlich und fast mühelos artikulierte, was ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht passiert war. Die Stunde des Balles kam. Ich eröffnete ihn mit ihr, das heißt die Prinzessin begann mit mir eine Verbeugung, die infolge der Langsamkeit, womit sie sich verneigte, kein Ende genommen haben würde, wenn nicht ihre vier Hofjunker sie unter den Arm nahmen und mir halfen, sie wieder aufzurichten und auf ihren Platz zurückzubringen.

Hier hielt die Kitzlerin, die vielleicht ebenfalls eine Verabredung hatte, inne, und die boshafte Sultanin sprach zu ihr:

— „Ich rate Ihnen, Fräulein, nicht so schnell zu ermüden. Diese Stelle interessiert mich ganz außerordentlich; ich werde darüber die Nacht kein Auge schließen. Zweite, fahren Sie fort."

Die zweite Frau:

Ich hielt es für angemessen, sie von Ihrer Liebe und dem Glücke zu unterhalten, das Sie ihr ver-

heißen hatten. Ich hatte mich über diesen Punkt sehr ausführlich verbreitet, als sie mich fragte, wie alt Sie wären. Dies war, wie mir berichtet wurde, eine der längsten Fragen, die sie jemals gestellt hatte. Ich antwortete ihr, daß ich Sie für sechzig hielt." — „Da haben Sie aber gelogen," sagte Zambador zu seinem Sohne, „ich war damals erst neunundfünfzig alt." Der Prinz verneigte sich und fuhr in der Geschichte seiner Gesandtschaft fort: „Bei diesem Worte seufzte Lirila, und ich fuhr fort, ihr in Ihrem Namen in einem wahrhaft kindlichen Eifer die Kur zu machen; denn ich erwähnte wohl bereits, daß sie nachlässig ausgestreckt dalag, die Augen geschlossen hatte und daß ich, indem ich zu ihr sprach, fast die Ueberzeugung hatte, sie schliefe. Da auf einmal entschlüpfte ihr eine zweite Frage. Sie sagte, ich weiß nicht, ob träumend oder wachend: — „Ist er eifersüchtig? . . ." — „Madame," antwortete ich ihr, „mein Vater achtet sich und seine Frauen viel zu hoch, um einem gemeinen Verdachte Raum zu geben." — „Das nenne ich gut geantwortet," sagte Zambador. „Sobald die erste Pagode frei wird, werde ich Ihren Hauslehrer dahin berufen." — „Aber, fuhr der Prinz fort, kommt es ihn in den Sinn, sei es mit Recht oder Unrecht, sich über das Betragen einer seiner Frauen zu beunruhigen, so wendet er ein ausgezeichnetes Mittel an. Man

bereitet ihnen ein warmes Bad, man läßt sie an allen Vieren zur Ader. Sie gehen sanft hinüber, um in der anderen Welt Liebeshändel anzuknüpfen, um die er sich dann nicht mehr kümmert." — „Das ist sehr gut gesagt," versetzte Zambador, „besser aber wäre es gewesen zu schweigen. Und wie nahm die Prinzessin mein Verfahren auf?" — „Ich weiß nicht," antwortete der Prinz: „Sie verzog das Gesicht." Zambador zog ebenfalls eins und der Prinz fuhr fort: „Ich versuchte die Miene Lirilas zu deuten: es war eine Verlegenheit, wie man sie oft bei einer Frau findet, die redefaul ist und ich glaubte, sie beruhigen zu müssen." — „Sie taten wohl daran," meinte Zambador. — „Ich sagte ihr also, dieses wäre durchaus nicht Ihre Gewohnheit, und seit den fünfundvierzig Jahren, wo Sie die erste ins Jenseits befördert hätten und zwar, weil sie einen Ihrer Kammerherren mit dem Fächer auf die Hand geschlagen hatte, seien Sie jetzt erst bei der achtzehnten oder neunzehnten." — „Ach, mein Sohn," sagte Zambador zum Prinzen, „werden Sie ja kein Geometer, denn Sie sind der schlechteste Rechner, den ich kenne." Darauf, an die Fee sich wendend, sagte er: „Madame, Sie müßten, scheint mir, ihn ein wenig Arithmetik lehren; dies war Ihre Sache; ich weiß nicht, warum Sie es nicht getan haben."

Die Sultanin:

Ich ahne, wie die Fee Zambador vorstellte, daß man nur immer gut verstände, was man aus Neigung lernte und daß sein Sohn Genistan von zartester Kindheit an eine unüberwindbare Abneigung gegen die abstrakten Wissenschaften gehabt hatte.

Die zweite Frau:

„Sagte Ihnen Lirila weiter nichts?" fragte Zambardor seinen Sohn. — „Verzeihung, hoher Herr," antwortete der Prinz, „sie fragte mich, ob meine Mutter tot wäre?" — „Madame," antwortete ich, „sie erfreut sich noch des Lichtes und der Ruhe in einem alten verlassenen Schlosse am Gestade des Meeres, wo sie für meinen Vater und für Sie vom Himmel eine zahlreiche Nachkommenschaft erfleht, und es steht zu hoffen, daß Sie eines Tages die Annehmlichkeit ihrer Einsamkeit teilen werden, ohne daß Ihnen etwas Böses widerfährt, denn mein Vater ist der beste Mensch von der Welt, und abgesehen davon, daß er seine Frauen wegen eines Schlages mit dem Fächer badet und zur Ader läßt, liebt er sie zärtlich und ist sehr galant. Madame, kommen Sie und verschönen Sie den japanischen Hof; die zartesten Vergnügungen warten Ihrer; Sie werden dort die schönste Menagerie zu sehen bekommen; man wird Ihnen Stierkämpfe vorführen und ich zweifle keinen Augenblick, daß

man zu Ehren Ihrer Ankunft ein Rhinozeros mit sehr erfrischendem Halali zu Tode hetzen wird. An dieser Stelle überkam die Prinzessin ein Gähnen; ach, hoher Herr, welch ein Gähnen! Sie haben so ausgiebig bei keiner Ihrer Audienzen gegähnt. Das bedeutete, nach meiner Meinung, daß unsere Vergnügungen nicht nach ihrem Geschmacke wären, und ich beteuerte ihr, man würde sich beeilen, andere für sie zu erfinden." — „Ist es weit dorthin," fragte die Prinzessin. „Nein, Madame," antwortete ich ihr, „eine sehr bequeme Erfindung von Falkemberg wird Sie, wenn Sie bei Tag und bei Nacht reisen, in weniger als drei Monaten dahin bringen." — „Ich liebe das Reisen nicht," sagte, sich abwendend Lirila, „und der bloße Gedanke an Ihre Postchaise bringt mich um. Sie wollten mir aber ein wenig von sich sprechen, das würde mir ein wenig die Müdigkeit benehmen. Sie unterhalten mich nun schon so lange von Ihrem Vater, der sechzig Jahre zählt und tausend Meilen entfernt ist! . . ." Die Prinzessin unterbrach sich zwei dreimal, indem sie diesen ungeheuren Satz aussprach, und man verbreitete das Gerücht, daß Ihre Chaise sie zu heftig erschüttert habe, um so viel Worte auf einmal herauszubringen. Ich glaube, hoher Herr, Ihnen bereits gesagt zu haben, daß sie eine von jenen Frauen war, die man fortwährend erraten mußte. Ich begriff also, daß sie nicht mehr an Sie dachte und

daß man den Augenblick benützen müßte, wo sie noch an mich dächte; denn Lirila hatte sich bisher selten länger als eine Stunde mit einunddemselben Gegenstande befaßt."

Die Sultanin:

Das ist reizend! Erster Emir, fahren Sie fort.

Der erste Emir sagte, er habe nie weniger Erfindungsgabe besessen als an diesem Abend; er sei zerstreut, ohne zu wissen warum; er sei ein wenig brustleidend und bäte die Sultanin inständigst, sich zurückziehen zu dürfen. Die Sultanin meinte, es sei für seine Unpäßlichkeit besser, wenn er bliebe und sie befahl dem zweiten Emir, die Erzählung fortzusetzen.

Der zweite Emir:

Der Ball war zu Ende. Man brachte die Prinzessin in ihre Wohnung, wohin ich die Ehre hatte, sie zu begleiten. Man bettete sie der Länge nach auf ein großes Kanapee. Ihre Frauen bemächtigten sich ihrer, drehten sie um und um und entkleideten sie fast mit einer Feierlichkeit ihrerseits und einer Indolenz auf seiten Lirilas, als wenn diese gestorben wäre und jene sie begrüben. Darauf verschwanden sie. Ich warf mich ihr alsbald zu Füßen und sagte ihr so zärtlich und so rührend,

als ich es vermochte: „Madame, ich fühle, was ich Ihnen und meinem Vater verdanke und habe mir nie mit der Hoffnung geschmeichelt, von Ihnen irgend einen Vorteil zu erlangen; aber es ist so weit von hier bis nach Japan und ich ähnle meinem Vater so sehr!" — „Wirklich?" sagte die Prinzessin. — „Wirklich und wahrhaftig," antwortete ich, „und ausgenommen etwa, daß ich nicht seine Jahre habe, und daß er, wenn er Sie liebte, nicht Krone und Leben riskierte, würden Sie uns miteinander verwechseln." — „Ich möchte Euch aber nicht um diesen Preis miteinander verwechseln, ich würde mich sehr freuen, Sie zu haben, bloß Sie, wenn Sie dabei nichts riskierten." Während dieser Unterhaltung war eine von den Händen Lirilas durch ihre eigne Schwere herabgeglitten und mir auf die Augen gefallen; sie inkommodierte mich da, und ich glaubte, ohne die Prinzessin zu beleidigen, sie hinwegnehmen zu können, und ich täuschte mich nicht. Ich dachte, daß wir uns verstünden — keineswegs; ich verstand mich ganz allein, Lirila schlief. Glücklicherweise hatte man mich davon benachrichtigt, daß dies ihre Art wäre, ihr Einverständnis zu erklären. Ich handelte also, als ob sie wach gewesen wäre; ich heiratete sie, bis es nicht mehr ging und immer in Ihrem Namen." — „Ha, Verräter!" sagte der Sultan. — „Ach erlauchter Herr!" erwiederte der Prinz. „Sie unterbrechen

mich bei der schönsten Stelle, als ich gerade Ihre Angelegenheiten mit aller Kraft betrieb." — „Betreib, immer betreib nur," meinte der Sultan; du machst mir ja da nette Geschichten." — Genistan, der befürchtete, sein Vater möchte ernstlich böse werden, bewies ihm, daß er ohne Gefahr auf alle näheren Einzelheiten eingehen und jener ohne Groll zuhören könnte, da es ja mit Lirila jetzt aus wäre. „Mein Sohn," meinte Zambador, „da haben Sie ja ganz recht; beenden Sie nur Ihr Abenteuer und versuchen Sie die Eingeschlafene zu erwecken." — „Herr," fuhr der Prinz fort, ich tat mein Bestes, aber vergebens. Ich zog mich nach unerhörten Anstrengungen zurück, denn es gibt keine schlimmeren Tauben als die, welche nicht hören wollen" . . .

Die Sultanin:

„Und es gibt keine schlimmeren Schläfer, als die, welche nicht aufwachen wollen, noch schlimmere Wächter als die, welche nicht schlafen wollen."

Der zweite Emir:

„Das ist merkwürdig," meinte der Sultan, „denn man hat in einem solchen Falle so viel Gründe zum Wachen!" — „Lirila," entgegnete der Prinz, „war wohl um einen derartigen Grund beunruhigt! Ich deutete ihren Schlummer als eine Einwilligung zur Vorbereitung der Reise. Man stürzte sich in Un-

kosten nach denen sie sich nicht einmal zu erkundigen geruhte und wir erfuhren erst im Augenblick der Abreise, daß sie blieb, als wir die Pferde vor jenen wunderbaren Wagen spannten, den Sie uns schickten. Da richtete Lirila, die wohl nicht recht wußte, was ihr frommte, etwa folgende Worte an mich: „Prinz, ich denke, Sie reisen allein und ich bleibe.“ — „Und warum, Prinzessin?“ — — „Warum? Nun es scheint mir halt, ich mag weder Sie noch Ihren Vater.“ — „Aber Prinzessin, woher diese Abneigung? Mir meinerseits will es scheinen, als könnten Sie es sehr schlecht treffen bei einem Anderen“ — „Um so schlimmer für ihn, ich fühle mich wohl hier.“ — „So bleiben Sie denn, Prinzessin.“ — Und so reiste ich denn, ohne mich beim Kaiser zu verabschieden, der dies übelnahm, wie Sie wissen. Ich kam hierher zurück, um Ihnen über meine Gesandtschaft Bericht zu erstatten, um Sie darüber zu erzürnen, daß ich Ihnen keine dumme Gemahlin heimgebracht habe, und mich zur Belohnung für mein Dienste verbannen zu lassen.“ — „Mein Sohn, mein Sohn,“ sagte Zambador ernst, „Sie enthüllten mir damals nicht alles und Sie handelten weise daran.“

Die Sultanin sagte zur Kitzlerin:

„Genug!“

Die Emire und die Frauen schlugen ihr verbindlichst vor fortzufahren, wenn es ihr genehm wäre.

— „Sie verdienten es wohl," sagte sie zu ihnen, „daß ich Sie beim Worte nähme, aber ich habe mich an Ihrer Ungeduld lange genug geweidet. Gehen Sie. Und Sie erster Emir, schonen Sie mir für morgen Ihre Brust, denn ich will nichts verlieren und Sie werden sich doppelt anstrengen müssen. Wie spät ist es übrigens?"

(— „Zwei Uhr morgens.")

— „Ich habe meine Bosheit länger dauern lassen, als ich wollte. Gehen Sie, gehen Sie geschwind.

Vierter Abend.

Die Sultanin:

Ich finde mein Bett schlecht gemacht... Wo waren wir doch stehen geblieben?... Ist der Prinz immer noch beim Erzählen?

(„Ja, Gnädigste Frau.")

„Und was sagt er?"

Die erste Frau:

Er sagt: „Ich wußte zunächst nicht, wohin ich mich zurückziehen sollte. Nachdem ich einige Zeit über meine Unwissenheit nachgedacht hatte (denn auf die Redereien von meinem tiefen Wissen halte ich nie etwas gegeben), bekam ich Luft mit Wahrheit wieder Bekanntschaft anzuknüpfen, bei der ich meine ersten Jahre verbracht hatte. Ich brach auf in der Absicht sie zu finden, und da mich keine Leidenschaft beschäftigte, die mich von ihrem Aufenthalte entfernt hätte, so traf ich sie alsbald auch ohne Mühe. Ich reiste diesmal in einer weit günstigeren seelischen Verfassung, als das erste Mal. Die Frauen an Ihrem Hofe, edler Herr, und die

Prinzessin Lirila gewährten mir nicht dieselben Zerstreuungen wie die jungen Jungfrauen der feuerfarbenen Meerkatze.

Die Sultanin:

Ich glaube tatsächlich, daß das Bild einer hübschen Frau eine schlechte Gesellschaft für jemanden ist, der Wahrheit sucht.

Die erste Frau:

Ich hatte gänzlich die Bräuche am Hofe dieser Frau vergessen als ich dahin gelangte und war sehr verwundert, dort nur fast lauter nackte Leute zu sehen. Die reichen Kleider, womit ich mich versorgt hatte, würden mir ganz nutzlos gewesen sein, würden mich vielleicht auch geschändet haben, wenn mir die Fee nicht volle Freiheit meines Handelns gelassen hätte. Hier und in Tongul gab es nur eitel Pracht. Bei der Fee Wahrheit war ganz im Gegenteil alles von äußerster Einfachheit: Mahagonitische, aus Holzbohlen zusammengefügte Fußböden, Spiegel ohne Rahmen, ganz weißes Porzellan, fast nicht ein einziges neues Möbelstück. Als man mich hineinführte, war die Fee ganz in eine leichte Gaze gehüllt, die sie immer anlegte, wenn neue Leute kamen, die sie aber desto mehr ablegte, je mehr man mit ihr vertraut wurde. Die Chaiselongue, worauf sie ruhte, würde für die anspruchsloseste Bürgerin nicht gut genug gewesen

sein; sie war dunkelblau, durch einige persische Polster mit weißem Untergrunde erhöht. Ich war von so geringem Prunk überrascht. Man sagte mir, daß die Fee fast niemals mehr aufwende, es sei denn, daß sie einer öffentlichen Zeremonie beiwohnte oder daß ein großes Interesse sie zu einer Verkleidung zwang, wie das der Fall wäre, wenn sie vor den Großen erscheinen müsse. All solche Gelegenheiten mißfielen ihr, weil sie fast immer von ihrer Schönheit dabei verlor. Sie hatte besonders eine unüberwindliche Abneigung gegen Schminke, Federn, Schmuck und Schönheitspflästerchen. Edelsteine machten sie unkenntlich; sie schmückte sich immer nur mit großem Widerwillen. Sie hatte bei sich eine Nichte, die Azema hieß (oder in der Sprache des Landes Schlichtheit). Besagte Nichte hatte ziemlich schöne Augen, ein sanftes Gesicht und vor allen Dingen einen Teint von wunderbarer Weiße. Indessen, sie gefiel nicht; sie hatte immer ein so fades, so dummes, so keusches Gesicht, daß man sie nicht anschauen konnte, ohne allmählich Langeweile zu empfinden. Ihre Tante hätte sie gern verheiratet und sogar mit mir, denn sie war bereits zweiundzwanzig Jahr vorüber, zu welcher Zeit man heiraten muß oder überhaupt nie. Um aber Neffe von Wahrheit zu werden, hätte ich dem Genius Rusch ins Gehege kommen müssen, der sterblich verliebt in die Nichte

war. Rusch war der garstigste, gefährliche unedelste der Geniusse. Er war klein, hatte einen dunkelbraunen Teint, ein gemeines Gesicht, einen heimtückischen Blick, tief zurückliegende Augen, dicke Lippen, einen gascongnischen Akzent, geringeltes Haar, einen großen Mund und doppelte Zahnreihen.

Die Sultanin:

Hatten Sie mir nicht gesagt, daß Rusch in der Sprache des Landes Lügner hieße?

Die erste Frau:

Ich glaube ja, Rusch war eine sehr böse Zunge. Was seinen Geist anbetrifft, so hätte er gern welchen gehabt, er war ein Geck, ein Stutzer, frech mit den Frauen, feig mit dem Männern, ein großer Maulheld, hatte ein gutes Gedächtnis, das aber für einen Lügner nicht gut genug war, wußte nichts von guten Dingen, hatte den Kopf voller Frivolitäten, dichtete Novellen, machte Märchen zurecht, erfand skandalöse Abenteuer, die er uns als Wahrheiten auftischte. Wir gingen darauf ein, er lachte heimlich unter seiner Kapuze und hielt uns für Dummköpfe, sich selbst aber für einen überlegenen Geist.

Die Sultanin:

War das nicht dieselbe Persönlichkeit, die die große Kunst der Persiflage erfand? Wenn dem

nicht so ist, so lasse man es mich wenigstens glauben.

Die erste Frau:

Die Fee erschien mir der Aufmerksamkeit würdiger, als ihre Nichte. Ich begann mich an ihr hehres und ernstes Wesen zu gewöhnen. Sie besaß Reize, die einen aber nicht rührten. Sie war immer unverändert, aber man war mit ihrer Art vertraut. Was mich manchmal abschreckte, war eine außerordentliche Magerkeit. Sie hatte wohl ein gewisses Embonpoint, aber nur im Gesicht. Ihre Gestalt hatte nichts Ungewöhnliches, Sie besaß edle Züge, hatte einen ernsten und würdigen Gang, durchdringende kleine Augen, etwas Interessantes im Gesichtsausdruck, einen großen Mund, schöne Zähne und Haare von allen möglichen Farben. Man gewahrte in ihren Zügen etwas Antikes, das nicht jedermann gefiel. Es fehlte ihr nicht an Geist; was ihre Kenntnisse anbelangt, so besaß niemand mehr und sicherere als sie. Sie ließ nichts in ihren Kopf eindringen, ohne es vorher wohl geprüft zu haben. Sonst war sie ohne Heiterkeit und Annehmlichkeit; liebte Spaziergänge, Philosophie, Einsamkeit und einen guten Tisch, schrieb einen harten Stil, hatte alles gesehen, alles gelesen, alles behalten mit Ausnahme der Geschichte und der Reisebeschreibungen; ihr Entzücken waren Werke von Charakter und Sitten,

vorausgesetzt, daß nichts von Religion darin vorkam. Es war verboten, in ihrer Gegenwart von ihrem Gott, von ihrer Maitresse, und von ihrem König zu sprechen. Die Mathematik war fast ihr einziges Studium. Musik mißfiel ihr nicht, besonders italienische. Sie fand wenig Geschmack an Poesie, Kinder hatte sie wahnsinnig gern. Darum schickte man ihr von allenthalben welche; sie behielt sie aber nicht lange; denn kaum waren sie in dem Alter, wo man Vernunft bekommt, als Rusch und seine zahlreichen Anhänger, sie ihr verführten.

Die Sultanin:

War die Fee nicht anwesend, während Genistan so sprach?

Die erste Frau:

Ja, Madame.

Die Sultanin:

Wie nahm sie das Porträt auf, das nicht geschmeichelt war?

Die erste Frau:

Sie ging auf ihn zu, umarmte ihn zärtlich und der Prinz fuhr fort: „Ich gehörte zur Zahl derer, die Rusch in Versuchung führte, aber ich liebte die Fee und wurde von ihr geliebt. Wie sollte ich ihn aber gefallen, wenn ich mich mit dem einzigen Genius verband, gegen den sie eine Abneigung hatte? Ich ließ mir also angelegen

sein, Rusch zu entfernen. Das ärgerte ihn. Azema, auf die er Absichten hatte, hatte auf mich welche und darüber wurde Rusch wütend, sehr mit Unrecht, denn ich fühlte nicht das geringste im Schilde, das ihn beunruhigen konnte. Die Tante mochte mir noch so sehr die Güte des Geistes und die Sanftmut des Charakters ihrer Nichte rühmen, ich antwortete auf ihre Lobeserhebungen und auf die einschmeichelnden Neckereien ihrer Nichte, daß Azema sicherlich ihren Gatten glücklich machen würde, daß ich aber nicht der ihrige werden könnte. So war denn davon nicht mehr die Rede. Indessen, Rusch konnte mir nicht verzeihen. Er brütete eine Rache, die im Verhältnis stehen sollte zu der angeblich von mir erhaltenen Beleidigung. Er dachte zunächst daran sich zu schlagen; nachdem er sich aber die Sache ein wenig überlegt hatte, fand er nicht den Mut dazu. So nahm er denn Zuflucht zu seiner Arglist. Er verdoppelte seine Wut gegen Wahrheit und begann sie so zu entstellen, daß ich sie an jenem Tage nicht mehr zu lieben vermochte. Wenn man ihn reden hörte, so war sie eine Pedantin, eine Feindin der Vergnügungen und des Glückes und was weiß ich alles. Ich erschien der Fee kalt; ich kürzte die langen Unterhaltungen ab, die ich mit ihr zu haben pflegte. Ich weiß sogar nicht, ob ich mich nicht der gewissenhaften Neigung schämte, die ich ihr gewidmet

hatte. So sah ich sie am nächsten Tage wieder, war aber sehr verlegen. Die Fee erriet mich alsbald; sie fragte mich, wie ich sie am Tage zuvor gefunden hätte. — ‚Madame‘, antwortete ich, ‚ausgezeichnet, Sie sind jederzeit reizend, gestern aber waren Sie hinreißend.‘ — ‚Ach mein Sohn,‘ antwortete die Fee, ‚Rusch hat Sie verführt. Wie ist das schade und wie sehr betrübt mich Ihre Sinnesänderung! Sie wollen mich verlassen.‘ — Gegen solchen Vorwurf war ich nicht unempfänglich, ich warf mich der Fee in die Arme (sie hielt sie immer offen für denjenigen, die in aufrichtiger Reue zu ihr zurückkehrten), ich beschwor sie, Worte die mir die Höflichkeit diktiert hätte, mir nicht zum Vorwurf zu machen."

Die Sultanin:

Höflichkeit! Wußte er denn nicht, daß dies eine nahe Verwandte und gute Freundin von Rusch war?

Die erste Frau:

— Verzeihung, gnädige Frau, die Fee hatte es ihm mehr als einmal gesagt. Darum eben warf sich Genistan ihr zu Füßen und schwur ihr, Rusch und ihre Verwandten nicht länger auf ihre Kosten zu schonen, selbst auf die Gefahr hin, daß er fortan stumm bliebe und entweder für einen Flegel oder für einen Dummkopf gelten sollte. Die Fee nahm

ihn in Gnaden wieder auf und erzählte nun von den blutigen Streichen, die Rusch ihr mit Vorliebe spielte: Bald macht er mich alt und bejahrt, bald jung und mißgestaltet, bald läßt er mich so ausgelassen erscheinen, daß mir nichts mehr von meiner Würde bleibt, und daß man mich für eine Possenfigur halten könnte; ein andermal wieder verleiht er mir ein wildes und mürrisches Aussehen. Mit einem Worte, unter welcher Form er auch immer mich zeigen möge, ich bin verunstaltet. Er macht mir ein blaues und ein schwarzes Auge, weiße Augenbrauen und blonde Haare; wie er mich aber auch immer vermummen möge, gute Augen erkennen mich doch wieder. –

Die Sultanin:

Die Götter haben Rusch nur eine Augenblickstäuschung verliehen, die schließlich immer zu seiner Schande führt.

Die erste Frau:

„Madame," sagte der Prinz, zur Fee sich wendend, „sprach also zu mir, da meldete man ihr den Prinzen Lubrelu (oder in der Sprache des Landes Wirrkopf) und die Prinzessin Serpilla (oder in der Sprache des Landes die Verschmitzte). Das waren zwei Schüler, die man ihr schickte." – „Ach!" sagte die Fee, indem sie die Augenbrauen

hochzog, „was soll ich mit diesen Leuten.“ Sie empfing sie ziemlich kühl und ohne sich nach ihren Eltern zu erkundigen.

Die Sultanin:

Zweite Dame, Sie sind dran.

Die zweite Frau:

Lubrelu begrüßte die Fee sehr windbeutlig. Er war ein hübscher Junge, schielte und stotterte aber. Er redete viel und ohne Zusammenhang und war immer nur mit sich in Einklang, wenn er nicht darauf bedacht war; ein großer Streiter vor dem Herrn, hielt er oft Gefühlsgründe für Einwände; auf einem Ohre taub, hörte er schlecht und antwortete gut oder hörte gut und antwortete schlecht. Selbigen Abends noch wurde er der Freund von Rusch. Was Serpilla anbetrifft, so war sie klein, mager und schwarz und tat so, als ob sie kurzsichtig wäre. Sie hatte eine Stumpfnase und ein zerknittertes Gesicht; ihre Mundwinkel zogen sich in die Höhe, wenn sie über eine Bosheit nachsann und danach zog sie den linken Mundwinkel wieder herab. Das war eine Angewohnheit. Ihr Kinn war spitz, ihre Augenwimpern braun und nach den Schläfen hin verlängert. Ihre Hände waren schwarz und mager, sie zog aber nie die Handschuhe aus, sie sprach wenig, dachte viel, prüfte alles, tat und

sagte nichts ohne Absicht und wußte allerhand Leuten nachzumachen: den Leichtfertigen, den Zerstreuten, den Dummen, und sie zeigte nie mehr Geist, als wenn man versucht war, sie für eine Idiotin zu halten. Azema mißfiel ihr zuerst, und sie befleißigte sich gleich am ersten Tage, sie lächerlich zu machen und ihr Fallen zu stellen, auf welche das gute Geschöpf blindlings hineinfiel. Sie ließ sie eine Menge Dinge sehen, die nicht vorhanden waren und nicht vorhanden sein konnten. Sie setzte sich in den Kopf, ihr einzureden, daß ich, Genistan, für den sie eine Neigung hatte, sie, Azema, wahnsinnig liebe und es nur nicht wagte, mich ihr zu erklären. —" „Warum," so fragte Azema sie, „schweigt er dann beständig? Wenn er nur ehrbare Absichten hat, was spricht er denn nicht mit meiner Tante." — „Prinzessin;" antwortete ihr Serpilla, „Sie kennen noch nicht die zartsinnigen Liebhaber. Sich an ihre Tante wenden, das hieße sich Ihrer Person versichern, ohne noch Ihr Herz geahnt zu haben. Sie können sich darauf verlassen, daß der Prinz lieber vor Kummer sterben, als einen Schritt unternehmen wird, der Ihnen mißfallen könnte ..." — „Ach!" versetzte Azema, „darüber soll er nicht zugrunde gehen: Ich will nicht einmal, daß er leide ..." — „Trotzdem ist es so und wird so bleiben, wenn Sie nicht Wandel schaffen ..." — „Aber was soll ich tun?

Ich bin so neu und so linkisch in allem ...“ — „Ich an Ihrer Stelle würde ihn zärtlich angucken, wenn er zu meiner Tante kommt, und wenn er mir zufällig die Hand gäbe, so würde ich sie zerstreut drücken; ich würde ein Wort fallen lassen, dann wieder eins ...“ — „Wirklich? Und ich hab solche Angst, denn ich habe es bereits höchst wahrscheinlich getan ...“ — „Wenn dem so ist, dann muß ich gestehen, daß dieser Genistan ein grausamer Mensch ist. Ich wüßte nur noch ein Mittel ...“ — „Und welches ist das?“ — „Ach, nein, ich werde es Ihnen nicht sagen ...“ — „Und warum nicht?“ — „Nämlich, wenn ich es Ihnen sagte, würden Sie es vielleicht Ihrer Tante wiedersagen ...“ — „Fürchten Sie nichts; Sie wissen gar nicht, wie verschwiegen ich bin ...“ — „Wenn das Ihr Geheimnis ist, so wollen wir nicht weiter davon reden, ich würde niemals wagen, Gebrauch davon zu machen ...“ — „Gut, sprechen wir also nicht mehr davon. Mir deucht, es ist schönes Wetter und ein kleiner Spaziergang würde Sie zerstreuen ...“ — „Sehr gern; vielleicht werden wir dem Prinzen Genistan begegnen ...“ — „Der Prinz hat auf alle Vergnügungen verzichtet; geht er spazieren, so tut er's an den entferntesten und einsamsten Orten. Ich weiß nicht, wohin er mit dieser traurigen Lebensweise noch kommen wird. Sollte er aber sterben, so würden Sie allein schuld

daran sein ..." — „Ich will aber nicht, daß er stirbt, habe ich Ihnen bereits einmal gesagt ..." — „So schreiben Sie ihm doch ..." — „Ich wag es kaum und dann weiß ich auch nicht, was ich ihm schreiben soll ..." — „Warum beauftragen Sie mich nicht damit? Sie kennen mich ein wenig und halten mich zweifelsohne für nicht so ungeschickt, als ich aussehe. Ich würde die Sache schon mit allem nur denkbaren Anstand in Ordnung bringen. Die Brief wird annonym sein. Glückt die Erklärung, so haben Sie sie gemacht; mißlingt sie, so bin ich es gewesen ..." — „Sie sind so gütig."

Die Sultanin:

Diese Serpilla ist ein gefährliches Geschöpf und die simple Azema war nicht klug genug, um die Falle zu bemerken. Wurde der Brief wirklich geschrieben?

Die zweite Frau:

Der Prinz sagt ja.

Die Sultanin:

Kam eine Antwort darauf?

Die zweite Frau:

Der Prinz sagt nein.

Die Sultanin:

Und warum nicht?

Die zweite Frau:

„Ich war nicht so unvorsichtig," sagte der Prinz, „mich Serpilla anzuvertrauen und zwar angesichts der Fee, die uns gleich zu Anfang durchschaut haben würde und die mir eine solche Intrige nie verziehen hätte. Azema war trostlos über mein Schweigen, aber sie beklagte sich nicht. Ihre boshafte Freundin rechnete sich noch den kühnen Schritt zum Verdienste an, den sie für sie getan hatte, und Azema war ihr aufrichtig dafür dankbar. Rusch war nicht so skrupelhaft als ich; man behauptete, daß er Vorteile von Serpilla hatte. Sicher jedenfalls ist, daß man eine Liaison zwischen den beiden bemerkte, und daß sie zusammen mit Lubrelu eine Art Triumvirat bildeten, das in kürzester Zeit am Hofe der Fee alles um und um drehte. Man mied sich, man sprach nicht mehr miteinander; das gab ein endloses Gewisper und Gepisper; man war miteinander verzankt, ohne zu wissen weshalb, und die Fee geriet darob in sehr schlechte Laune."

Die Sultanin:

Das ist wirklich ganz wie hier und ich möchte fast glauben, daß ein solches Triumvirat an allen Höfen existiert.

Die zweite Frau:

Und die Fee ließ zum fünfzigsten Male das alte Gesetz gegen die Verleumdung publizieren: sie ver-

bot bei Strafe der Verbannung vom Hofe, gewagte Schlüsse über den Ruf eines Feindes, selbst über den eines notorischen Bösewichts verlautbaren zu lassen; sie war von doppelter Strenge, und wenn wir uns bisweilen zu übler Nachrede hinreißen ließen, so unterbrach sie uns plötzlich und fragte rauh: „Ist Ihnen selbst die Sache passiert? Was beide erzählen, haben Sie es mit eigenen Augen gesehen?" Selten war sie von unserer Antwort befriedigt. Sie entzog mir einst vier Tage lang ihre Gesellschaft, weil ich ein Abenteuer bestätigt hatte, das sich in Tongut zugetragen hätte, während ich dort war, woran ich aber nicht teil genommen hatte und von dem ich nur gerüchtweise vernommen hatte. Trotz des Verbotes der Fee Wahrheit vermochte Lubrelu sich kaum im Zaume zu halten. Alle Augenblicke entschlüpften ihm sehr wenig maßvolle Bemerkungen, die man ihm allerdings nicht so übel nahm, wie man sie anderen genommen hätte, weil, wie man sagte, in seinem Tun mehr Dummheit und Windbeutelei läge, als Boshaftigkeit. So meinte er, es hätte weiter nichts auf sich, daß ich mit der Tante gut und mit der Nichte leidlich stünde, daß zwischen uns ein vortreffliches Einvernehmen herrsche und daß ich am Tage Azema und des Nachts Wahrheit angehört. Rusch, der zugegen war, antwortete ihm, er überließe ihm die alte Fee zur beliebigen Verwendung, verlange aber,

daß man seine Worte wäge, wenn man von Azema spräche. Seine Worte wägen, daß hatte Lubrelu sein Lebtag nicht getan; er antwortete Rusch mit einem faulen Witze und bewirkte, daß jener zwischen den Zähnen murmelte, er sei in Azema verliebt, jeder wüßte es, und er denke schon seit langem daran sie zu heiraten, und obgleich er da begonnen hätte, wo Andere zu enden pflegten, sei er noch immer in sie verliebt. Lubrelu entgingen nicht diese letzten Worte, die er am folgenden Tage Azema wiedersagte, indem er noch einige schreckliche Ungeheuerlichkeiten hinzufügte. Azema war darüber betrübt, beklagte sich weinend bei ihrer Tante und bat, sie möge sie auf einige Zeit zur Fee Zirphelle (oder in der Sprache des Landes „Die Verschwiegene"), ihrer anderen Tante, schicken. Wahrheit erklärte sich einverstanden. Man hielt die Abreise geheim, und Azema verschwand, ohne daß Rusch etwas davon wußte. Als er es erfuhr, schlug er Lärm, aber Azema war schon weit fort. Er lief ihr nach, holte sie aber nicht ein und kam noch weit scheußlicher zurück, voller Argwohn, daß ich ihm ihre Liebe geraubt hätte, und fest entschlossen, es mich bereuen zu lassen. Seine Drohungen schreckten mich nicht; ich wußte sehr wohl, daß seine Macht begrenzt war, und daß er mir nur im Einvernehmen mit dem Genius Nukton (was so viel bedeutete wie der Heimtückische) zu schaden

vermochte. Nukton wohnte tausend und mehr Meilen von Wahrheits Palaste entfernt. Aber wer hätte das glauben sollen? Rusch verschwand eines Morgens, und man erfuhr, daß er sich aufgemacht hatte, um Nukton zu befragen, wie er sich am besten an mir rächen könnte. Er war noch keine viertel Meile weit, so hörte man einen großen Lärm in den Vorhöfen; man glaubte, Rusch käme zurück. Doch dies war keineswegs der Fall. Es war vielmehr eine Freundin und Verwandte Lubrelus, die der Zufall in jene Gegend verschlagen hatte; man nannte sie Trocilla (oder auch die Seltsame). Sie besaß die Eigentümlichkeit, immer zu eilen, ohne zu wissen wohin; wenn sie nur nicht die große Heerstraße verfolgte, so war sie zufrieden. Daher erfuhren wir denn, sie habe Seitenwege eingeschlagen, wobei ihre Equipage in Stücke gegangen wäre, und sie käme nun auf einem störrischen, schmutzbedeckten, zerschundenen Maulesel in einem lächerlichen Aufzuge angeritten. Man gab ihr eine Wohnung, wie solche immer bei Wahrheit leerstanden. Sie ruhte aus und fluchte, indem sie auf ihre Leute wartete.

Sie kamen endlich an. Man zog ihre Frauen aus einem wie eine Mausefalle aussehenden Wagen. Es waren drei Arten von Humpelnden. Die Eine hinkte auf dem rechten, die Andere auf dem linken Beine, die Dritte auf beiden Beinen. Trocilla, die

sie von einem Fenster aus beobachtete, fand ihren Gang so lächerlich, daß sie aus voller Kehle lachte, wie wenn das seltsame Schauspiel dieser drei Hinkenden, die herbeieilten, für sie etwas Neues gewesen wäre. Während ein als Scaramouche verkleideter Kutscher und ein als Harlekin verkleideter Diener vom Wagen zwei Pferde, ein weißes und ein schwarzes, abspannten, war Trocilla mit ihrer Toilette beschäftigt, die von fünf bis acht Uhr abends dauerte. Dann stellte sie sich der Fee Wahrheit vor. Ich habe nie etwas so Seltsames gesehen, als ihren Aufzug, und ihre Person erregte nicht nur meine Aufmerksamkeit, sondern die aller Leute.

Die Sultanin:

Es ist das Privilegium noch mehr der Seltsamkeit als der Schönheit, da die Menschen viel schneller von dem gepackt werden, was sie überrascht, als von dem, was ihre Bewunderung erregt.

Die Sultanin sprach diesen verständigen Gedanken in einem schwachen und halblauten Tone aus, der das Nahen des Schlummers ankündigte.

Die zweite Frau:

Trocilla war eher groß als klein und schlecht proportioniert. Sie hatte lange Beine an langen Schenkeln, die ihr das Aussehen einer Heuschrecke gaben, besonders wenn sie saß: keine Taille, ein

fleischiger und ein magerer Arm, eine Hand häßlich und mißgestaltet und die andere hübsch; ein Fuß klein und zart, der in einem großen, auswattierten Pantoffel steckte, ein anderer Fuß groß und schlecht gebildet, der in einem kleinen Pantoffel steckte; doch das machte weiter nichts; auf diese Weise hatte sie zwei gleiche Pantoffeln. Ihre rechte Schulter war ein wenig höher als die linke; in Wahrheit aber hatten Erziehung und ein Geradehalter diesen Fehler gemildert. Sie hatte Farben und keinen Teint, ein blaues und ein graues Auge, eine lange spitze Nase, einen entzückenden Mund, wenn sie lachte. Zum Unglück aber für ihre Umgebung hatte sie trübe Tage ohne zu wissen weshalb, denn sie wollte nicht, daß Schwindel und Nervenzufälle daran schuld wären. Sie hatte eine Robe von rosafarbenem Atlas mit einem veilchenblauen Besatz, eine Schleppe von blauem Sammt mit Krepp garniert, eine Schleife aus Diamanten, von der herab ein reiches Kreuz herabhing zu einer Zeit, wo man keine mehr trug; ein Ohrgehänge von sehr schönen Brillanten im rechten Ohr und eine Orientperle im linken, einen grünen Federschmuck im Haar, der auf der einen Seite einen Schmetterling, auf der anderen eine Nachthaube bildete; in der Hand hielt sie einen riesigen Fächer. Das war der Aufzug, in dem Trocilla erschien.

Die Sultanin:

Die Perle im linken Ohr finde ich zu viel.

Die zweite Frau:

Sie grüßte Wahrheit, ohne sie anzuschauen, streckte sich indezent auf einer Ottomane aus, zog eine Lorgnette aus ihrer Tasche, von der sie aber keinen Gebrauch machte, ließ in einer sehr ernsten Unterhaltung drei oder vier deplacierte und alberne Worte fallen, mokierte sich über sich selbst und die übrige Gesellschaft und zog sich zurück.

Die Sultanin:

Ich rate Ihnen, ihr nachzuahmen. Nach der letzten Nacht, glaube ich, könnten Sie der Ruhe bedürfen. Guten Abend, meine Herren; meine Damen, guten Abend! denn ich glaube, Sie werden zu Bette gehen.

Fünfter Abend.

An jenem Abend hatte Mangogul befohlen, man sollte die Tür des Gemaches offen lassen, und als Mirzoza sich zu Bette gelegt hatte, benutzte er das Geräusch, das die Erzähler machten, als sie sich rings um ihr Bett niederließen, um unbemerkt einzutreten. Er stand, den einen Ellbogen auf den Stuhl der zweiten Frau, den andern auf den des ersten Emirs gestützt, als die Sultanin den letzteren fragte, ob seine Brust ihm gestatte, sie heute für das Schweigen zu entschädigen, daß er schon seit zwei Tagen beobachte. Der Emir antwortete, er werde seine Sache so gut wie möglich machen und hub also an:

Der erste Emir:

„Ich faßte für sie, was man eine Neigung nennt."

Die Sultanin:

Dieses ich heißt so viel, wie Prinz Genistan, und dieses sie soll wahrscheinlich Trocilla bedeuten?

Der erste Emir:

Ja, Madame.

Die Sultanin:

Ach, die Männer! die Männer! ... Ich halte sie für noch verrückter als unsereins.

Der erste Emir:

Madame nimmt doch sicherlich den Sultan aus?

Die Sultanin:

Fahren Sie fort.

Der erste Emir:

„An Gelegenheit, ihr meine Gefühle zu verstehen zu geben, fehlte es nicht; aber nun hieß es diese Gefühle vor Wahrheit verbergen. Eines Tages, da die Fee sehr beschäftigt war, diente mir die Furcht sie zu stören als Vorwand, und so ging ich, Trocilla meine Aufwartung zu machen. Sie nahm mich gut auf. Ich kam am nächsten Tage wieder, und sie empfing mich zunächst kühl. Ihre schlechte Laune ließ nach, als sie bemerkte, daß ich mich keineswegs beeilte, sie zu zerstreuen. Sie spottete über Religion, Priester und Betschwestern; nannte die Bescheidenheit, das Schamgefühl und die hauptsächlichen Tugenden ihres Geschlechtes Fesseln, die für die dummen Weiber erdacht wären; und so hielt ich den Sieg bereits für sicher: keine Vorurteile zu bekämpfen, keine Bedenken zu beseitigen; ich sehnte mich nur noch nach einer zweiten

Zusammenkunft, um glücklich zu werden. Diese Zusammenkunft brauchte ja überdies nicht lang zu sein, damit mir nicht so viel Zeit übrig blieb, mit der ich nichts anzufangen wüßte. Ich hatte an einem andren Tage Gelegenheit, sie nach ihrer Wohnung zurückzubegleiten. Unterwegs bat ich sie um die Erlaubnis, einen Moment dort verweilen zu dürfen; das wurde mir bewilligt. Alsbald macht ich es mir zur Pflicht, ihr so viel zärtliche und galante Dinge als möglich zu sagen, wie z. B., daß ich sie liebte, seitdem ich das Glück gehabt hätte, sie zu sehen, daß es sich um einige jener Sympathieanfälle handle, an die ich bisher wenig geglaubt hätte, und daß meine Leidenschaft gar heftig sein müsse, da ich es wagte, sie ihr schon beim zweiten Male zu erklären, wo ich den Vorzug hätte, mich mit ihr zu unterhalten. Sie hörte mir aufmerksam zu, brach dann in ein lautes Gelächter aus, erhob sich, rief alle ihre Frauen, die auch herbeikamen, und schickte sie dann wieder fort. Ich bat sie, sich doch von einer Ueberraschung zu erholen, der ihre Reize sie gewiß nicht zum ersten Male aussetzten." — „Sie haben recht," antwortete sie mir; „man hat mich geliebt, man hat es mir gestanden und ich sollte bereits daran gewöhnt sein; aber es ist mir immer neu zu sehen, wie Männer, weil sie liebenswürdig sind, beanspruchen, daß man ihnen Ehre, Ruf, Sitten, Be-

scheidenheit, Schamgefühl und die meisten Tugenden opfern sollte, die die Zierde unseres Geschlechtes ausmachen; denn nach ihrem Benehmen und dem der Frauen scheint es wohl, daß darauf die Wünsche der Männer und die Güte der Frauen hinausläuft." Und indem sie in einem noch weniger natürlichen und noch mehr pathetischen Tone fortfuhr, rief sie: „Nein, es gibt keinen Anstand mehr; die Liaisons sind zu einer schrecklichen Lüderlichkeit ausgeartet, und Schamgefühl kennt man nicht mehr an der Oberfläche der Erde. Daher haben die Götter Rache genommen, und fast alle Männer ..."

Die Sultanin:

Sind falsch und diskret geworden.

Der erste Emir:

Madame nimmt zweifellos den Sultan aus?

Die Sultanin:

Fahren Sie fort!

Der erste Emir:

„Ich war ein bißchen starr über diese Strafpredigt, auf die ich nicht recht gefaßt war, und so rief ich ihr ihre Grundsätze vom vergangenen Tage ins Gedächtnis zurück, als sie mir auf einmal diese lächerliche Rede ersparte, indem sie mich bat, ich möchte mich zurückziehen, damit man keine

üble Nachrede über ihr Betragen hielte. Ich gehorchte, entschlossen, Trocilla ihren Sonderlichkeiten zu überlassen und sie niemals wiederzusehen. Aber ich hatte ihr gefallen und schon am folgenden Tage reizte sie mich, sagte mir unaufhörlich süße Worte und so ließ ich mich denn fortreißen ..."

Die Sultanin:

Ihr seid ja alle nur Marionetten.

Der erste Emir:

Madame nimmt ohne Zweifel den Sultan aus?

Die Sultanin:

Emir, haben Sie Achtung vor dem Sultan, haben Sie Achtung vor mir und fahren Sie fort.

Der erste Emir:

„Ich begab mich zur bezeichneten Stunde in ihre Wohnung; ich glaubte sie allein zu finden. Keineswegs! Sie war gerade damit beschäftigt, eine englische Stunde zu nehmen, die sehr lange gedauert hatte und die durch meine Anwesenheit nicht unterbrochen wurde. Wir würden noch dabei sein, wenn der englische Lehrer, der nicht der Intelligenz ermangelte, kein Mitleid mit mir gehabt hätte. Aber es stand geschrieben, daß meine Qual noch länger dauern sollte. Trocilla empfing

mich, wie wenn ich soeben aus den Wolken herabgefallen wäre, ließ mich stehen, sprach fast kein Wort mit mir, und, ohne auch mir Zeit zu lassen, mit ihr zu sprechen, klingelte sie und ließ einen Leierkasten hereinbringen, worauf sie zu spielen anfing, als ob sie allein gewesen wäre und sich langweilte."

Hier konnte der Sultan sich nicht enthalten zu lachen. Die Sultanin sagte: „In der Tat, diese Szene ist ziemlich lächerlich." Und der Emir fuhr in seiner Erzählung fort:

Der erste Emir:

„Ich ließ sie ruhig eine Drehorgelmelodie, dann ein Menuett spielen, und dann begann sie so eine verdammte melodische Weise, die kein Ende genommen haben würde, als ich mir die Freiheit nahm, ihre Hände festzuhalten." — „Ah, sieh da!" sagte sie, „was machen denn Sie hier zu solcher Stunde?" — „Ich bin ja auf Ihren Befehl hier, Madame," erwiderte ich, „und seit fast zwei Stunden warte ich hier darauf, daß Sie meine Anwesenheit bemerken möchten ..." — „Wahrhaftig? ..." — „Sollten Sie daran zweifeln, so würde Ihr englischer Lehrer es Ihnen bestätigen." — Sie haben also gehört, wie er mir Stunde gab? Er ist ein geschickter Mensch, was halten Sie von ihm? Und hier meine Leier, sehen Sie nur, die

macht mir viel Spaß. Aber setzen Sie sich doch, ich bin heut recht gut bei Hand und ich will Ihnen Kontertänze vom letzten Balle vorspielen, die Ihnen Freude machen werden ..." — „Madame," antwortete ich ihr, „tun Sie mir den Gefallen und hören Sie mich an. Nicht um den Leierkasten spielen zu hören, komme ich jetzt hierher, lassen Sie einen Augenblick Ihr Instrument sein und geruhen Sie mir zuzuhören ..." — „Aber Sie sind höchst seltsam," sagte Trocilla zu mir, „Sie wissen nicht, was Sie verschmähen. Ich wollte Ihnen heute Abend wie ein Engel spielen ..." — „Madame, ich störe und will mich zurückziehen ..." — „Nein, bleiben Sie, mein Herr; wer sagt Ihnen denn, daß Sie mich stören?" — „Lassen Sie das verfluchte Instrument los oder ich zerbreche es ..." — „Zerbrechen Sie, mein Lieber, zerbrechen Sie nur! Das ist ganz gut so, ich hab es über." Ich machte den Gurt der Leier los, nicht ohne die Drehorgelspielerin sanft um die Taille zu fassen. Trocilla saß auf einem Taburet; diese Stellung war nicht bequem."

Die Sultanin:

Emir, nehmen Sie an, ich schlafe und fahren Sie fort.

Der erste Emir:

„Ich faßte sie bei ihrer hübschen Hand, die ich mehrmals küßte, indem ich sie zu einer Chaise-

longue führte, auf die ich sie sanft niederdrückte; sie ließ sich ohne Umstände darauf nieder, und so saß ich denn neben ihr, küßte ihr immer wieder die Hand und versicherte ihr mit bewegter Stimme, daß ich sie anbetete."

(Zerstreut rief der Sultan aus: „So bete sie doch an, verdammtes Schaf!")

(Glücklicherweise hörte ihn die Sultanin nicht, oder tat wenigstens so, als ob sie ihn nicht hörte.)

Der erste Emir:

„Trocilla glaubte mir offenbar, denn sie fuhr mir mit ihrer anderen Hand über die Augen und hielt mir den Mund zu. Ich sah sie in diesem Momente an und fand sie entzückend. Ihr Lächeln, ihr Geplauder, der Klang ihrer Stimme, alles erregte in mir Wünsche. Sie plapperte mit mir wie ein Kind, was mir vollends den Kopf verdrehte. Bald war ich ganz weg. Ich neigte mich über ihren Busen. Ich weiß nicht, was dabei aus meinen Händen wurde. Trocilla schien gleichfalls sehr erregt, und schon war der Augenblick des Glücks nahe, als wir plötzlich durch einen unerhörten, seltsamen Vorgang aus dieser wollüstigen Stimmung herausgerissen wurden. Trocilla stieß mich heftig von sich und vergoß Tränen, heiße Tränen: „Ach, teurer Zulrik," rief sie, „zärtlicher, treuer Geliebter, was sollte aus dir werden, wenn du

wüßtest, wie weit ich dich vergessen konnte?" Ihre Tränen und Seufzer verdoppelten sich; ich fürchtete fast, sie würde ersticken. — „Ziehen Sie sich zurück, mein Herr, ich hasse Sie, ich verabscheue Sie. Sie sind schuld, daß ich meine Eide gebrochen und den einzigen Mann betrogen habe, dem ich durch die feierlichsten Bande verpflichtet bin; das wird Sie nicht glücklich machen, und ich, ich werde vor Schmerz darüber sterben." Diese letzteren Worte und die reichlichen Tränen, die darauf folgten, überzeugten mich, daß die Viertelstunde vorüber wäre. Ich zog mich zurück, entschlossen, sie noch einmal heraufzubeschwören. Ich schickte am nächsten Tage zu Trocilla und erfuhr von ihr, daß sie gut geschlafen habe und mich zum Tee erwarte. Ich machte mich sogleich auf den Weg und hatte das Glück, sie noch im Bette zu finden: „Kommen Sie, Prinz," sagte sie, „setzen Sie sich neben mich. Ich habe für Sie Gefühle, über die ich Sie durchaus aufklären muß; es handelt sich um mein Glück und vielleicht auch um mein Leben, versuchen Sie also, meine Offenheit nicht zu mißbrauchen. Ich liebe Sie und zwar mit der zärtlichsten, heftigsten Liebe. Bei den Vorzügen, die Sie besitzen, kann es für Sie nichts Neues sein, das zu erfahren. Ach, wenn ich in Ihrem Herzen derselben Zärtlichkeit begegnete, die Sie in dem meinigen hervorgerufen haben, wie glücklich werde ich dann

sein! Sprechen Sie, Prinz! habe ich mich nicht getäuscht, als ich hoffte, Sie würden wiederkommen? Lieben Sie mich?" — „Ach, Gnädige, ob ich Sie liebe! Habe ich es Ihnen nicht hundertmal versichert?" — „Ist es möglich?" — „Es ist die lauterste Wahrheit." — „Ich glaube es, da Sie es mir sagen; aber ich will auf der Stelle sterben, wenn ich mich dessen erinnere. Ich bin wahrhaft entzückt von dem, was Sie mir da sagen. Also ich gefalle Ihnen sehr ... ja? sehr?" — „Sie sind mir das Liebste auf der Welt." — „Gib, mein Teurer," erwiderte sie, und preßte meine Hand zwischen die ihrige und ihr Knie, „ich habe niemand so gern wie dich; du bist entzückend, göttlich, höchst unterhaltend und wir wollen uns wie verrückt lieben. Man sagte, Windimil, Hloo, Girgil hatten Geist. Ich habe diese Leute ein wenig gekannt und versichere, daß es Nichts, weniger als Nichts war." Trocilla war immerhin schon einer ganzen Menge Menschen von Geist begegnet, wiewohl sie nur sich und ihrem Liebhaber welchen zugestand. — „Jetzt kann ich also hoffen, gnädige Frau," sagte ich zu ihr, „daß Sie weder an Zulrik noch an einen anderen mehr denken?" — „Was reden Sie da von Zulrik?" sagte sie; das ist ein kleiner Dummkopf, der sich eingebildet hat, daß er bloß eine Frau anzuschmachten und sie mit Liebesbeteuerungen zu überhäufen brauchte, um sie herum-

zukriegen. Er gehört zu jenen Leuten, die für einen hundertmal sterben möchten, und die man trotzdem um einer lumpigen Gefälligkeit halber los wird. Sie aber, das ist ganz was anderes, und welchen Widerwillen Sie auch gegen Eulen haben mögen, ich wette, daß Sie ihn überwinden würden, wenn ich meine Gunst von den Liebkosungen abhängig machen würde, die sie meiner Eule bewilligen würden." — „Erlauchter Herr," sagte Genistan zu seinem Vater, „andere Frauen haben einen Kanarienvogel, einen Papagei, einen Affen, einen Mops. Trocilla ihrerseits blieb bei den Eulen ... ja, edler Herr, bei den Eulen! ... Es ist dies der einzige von allen Vögeln, die ich nicht leiden konnte. Trocilla hatte eine, die sie nur ihren besten Freunden zeigte."

Die Sultanin:

— Und die viele Leute gesehen hatten.

Der erste Emir:

„Man zeige mir diese Eule sofort!" rief ich. — „Hier ist meine kleine Eule," meinte sie; „sie ist reizend, nicht wahr?" dieses weiße Husarenmützchen, das man ihr aufs Ohr gesetzt hat, steht ihr entzückend. Es ist eine Erfindung meiner Hinkenden. Das sind doch wunderbare Frauen! doch was sagen Sie zu meiner kleinen Eule?" — „Madame," erwiderte ich, „Sie hätten, glaube ich, an einem

anderen Geschöpf Gefallen finden können. Sie sind die einzige in Indien, China, Japan, die auf die Idee kam, eine Eule mit Mütze zu haben." — „Sie täuschen sich," entgegnete sie, „das ist das Modetier und woher kommen Sie eigentlich gelandet? — Hier hat jedermann seine Eule und es ist nicht erlaubt, ihrer zu entraten. Versprechen Sie mir also, fortan auch die Ihrige zu haben; ich fühle, daß ich Sie ohne dies nicht lieben kann." — „Ich versprach ihr alles, was sie wollte und drang in sie, meine Ungeduld abzukürzen."

Die Sultanin:

Ich glaube, Emir, es ist Zeit, daß ich wieder einschlafe. Ich bin schon wieder eingeschlafen. Fahren Sie fort.

Die erste Frau:

Sie willigte ein, aber unter der Bedingung, daß ich eine Eule haben würde. „Meinethalben vier, Madame!" erwiderte ich. Sofort empfing sie mich mit offenen Armen. Ich war dem Ungestüm einer Frau ausgesetzt, die sonst am wenigsten zu lieben pflegte; ich erwiderte mit dem Impulse eines Mannes, der Trocilla keine Zeit lassen wollte, sich abzukühlen. — „Sie werden eine Eule haben," sagte sie mit erschöpfter Stimme; Prinz, Sie versprechen es mir. — „Ja, gnädige Frau," entgegnete ich in einem Augenblicke, wo man nicht die

ganze Tragweite seiner Versprechungen zu erkennen vermag, „ich schwöre es bei meiner Liebe und der Ihrigen.“ Bei diesen Worten schwieg Trocilla und ich auch. Wir waren etwa eine halbe Stunde beisammen, da sagte sie kühl zu mir, ich sollte sie schlafen lassen und mich zurückziehen. Hätte ich nicht gewußt, was davon zu halten wäre, so würde ich mir selbst Schuld gegeben haben an ihrer plötzlichen Gleichgültigkeit; aber ich hatte mir nichts vorzuwerfen, und sie mir auch nichts. So beschloß ich denn, ihr zu gehorchen und zwar viel leichter, als sie erwartete. Ich kam zu Wahrheit zurück, die mir viel schöner vorkam, als jemals.

Die Sultanin:

Das ist der wahre Trost im Elend, und man findet an ihr nie so viel Reize, als wenn man unglücklich ist.

Die zweite Frau:

Alles das war geschehen, als Rusch wieder zum Vorschein kam. Er hatte Nukton aufgesucht, und sie hatten miteinander abgekartet, mich hundert Fuß tief unter die Erde zu bringen. Dies war ihr eigner Ausdruck gewesen. Die arme Azema, deren Schlupfwinkel sie entdeckt, hatte bereits die grausamen Wirkungen ihres Hasses verspürt. Rusch hatte ihr ein Pulver ins Gesicht geblasen, das sie ganz schwarz gemacht hatte. In diesem

Zustande wagte sie nicht, sich zu zeigen; sie schloß sich ein, verwünschte fortwährend Rusch und netzte unaufhörlich mit ihren Tränen einen Spiegel, der ihr ihre unabwendbare Häßlichkeit zeigte. Die Tante erfuhr von ihrem Unglück, beklagte sie und kam ihr zu Hilfe. Sie versuchte das Gesicht ihrer Nichte zu waschen; all ihre Mühe aber war vergebens. Schwarz war sie und schwarz blieb sie. Das veranlaßte die Fee, sie in eine Taube zu verwandeln und ihr unter anderer Gestalt ihre ursprüngliche Weiße zurückzugeben. Nachdem Wahrheit von Azema zurück war, beabsichtigte sie mich vor den Fallstricken des Rusch zu bewahren. Daher ließ sie mich inkognito abreisen. Doch höret und staunet über die Launen der Weiber und besonders über die Trocillas: kaum wußte sie, daß ich mich von ihr entfernt hatte, als sie mir nachzukommen beschloß. Sie erkundigte sich, welche Richtung ich eingeschlagen hätte und folgte mir. Rusch, der um unser Abenteuer wußte und der seine Leute, besonders aber Trocilla ziemlich genau kannte, zweifelte nicht, daß sie mich aufsuchen würde, und folgte ihren Spuren. Seine Vermutung war richtig, und eines Morgens fanden wir uns alle drei in unserer wahren Gestalt in ein und demselben Garten. Die Anwesenheit Trocillas tröstete mich ein wenig über die Ruschs; es schmeichelte mir, daß meinetwegen eine Frau ihres Cha-

rakters vierhundert Meilen zurückgelegt hatte, und ich beschloß sie wiederzusehen. Auf diese Weise freilich konnte ich Rusch nicht meiden; denn Trocilla und Rusch kannten sich seit langem und hatten immer ziemlich gut miteinander gestanden. Im Einvernehmen mit ihr ersann er den Plan zu seinen skandalösen Schriften. Er erfand den Stoff, sie brachte Originalität in die Details; daher kam es, daß man sie mit Vergnügen vorlesen hörte, daß man allenthalben davon erzählte, daß man daran zu glauben schien und doch nicht daran glaubte.

Die Sultanin:

Manchmal liegt so viel Finesse in Ihrer Erzählung, daß ich fast versucht wäre, sie für allegorisch zu halten.

Der erste Emir:

Als mich eines Abends eine der hinkenden Frauen Trocillas über eine Geheimtreppe zu ihrer Herrin führte, stieß mein Kopf jäh mit dem Ruschs zusammen, der sich über dieselbe Treppe davonstahl. Wir fielen beide hin infolge der Heftigkeit des Zusammenpralles, Rusch erkannte mich an dem Schrei, den ich ausstieß. — „Unglücklicher," rief er, „den das Geschick hierher geführt hat, zittere, du sollst endlich meinen Zorn verspüren." — Sofort murmelte er einige unverständliche Worte und ich merkte, wie meine Schenkel in sich selbst zu-

sammenfuhren, kürzer wurden und sich nach der entgegengesetzten Richtung bogen, wie meine Nägel länger wurden und sich krümmten, meine Hände schwanden, meine Arme und mein übriger Körper sich mit Federn bedeckten. Ich wollte schreien und konnte nur einen rauhen und düsteren Ton aus meiner Kehle hervorbringen. Ich stieß ihn mehreremale aus und die Gemächer hallten ihn tönend wieder. Trocilla lief auf mein Geschrei herbei, das ihr Spaß zu machen schien. Sie rief mich, piep, piep, aber ich wagte nicht, mich einer Frau anzuvertrauen, die nur Neigung für Eulen hatte. Ich flog durch ein Fenster davon, entschlossen, den Aufenthaltsort Wahrheits zu erreichen und mich entzaubern zu lassen, konnte aber den Weg zu ihrem Aufenthaltsorte nicht wiederfinden. Je weiter ich flog, desto mehr verirrte ich mich. Es hieße Ihre Geduld mißbrauchen, wenn ich Ihnen des Langen und Breiten von meinen Reisen und Irrfahrten erzählen wollte. Uebrigens ist jeder Reisende geneigt zu lügen. Dieser Versuchung möchte ich nicht unterliegen und daher möge lieber Wahrheit den Bericht meiner Abenteuer beendigen.

Die Sultanin:

Das wird das erste Mal sein, wo sie sich mit Reiseberichten abgeben wird.

Der erste Emir:

„Aber sie mußte wohl etwas für Sie und für mich tun, der ich sie so freundschaftlich gern hatte und der ich so viel für sie getan hatte", sagte Genistan zu seinem Vater.

Die Sultanin:

Diese Geschichte ist alt, denn sie stammt noch aus der Zeit, wo die Könige die Wahrheit liebten.

Der erste Emir:

Genistan hielt inne, Wahrheit ergriff das Wort, und da sie in ihren Berichten bis aufs I-Tüpfelchen genau war, so erledigte sie in vier Worten, was wir in zwanzig Seiten zu schreiben Mühe gehabt haben würden. —

„Ich hätte gern," fuhr sie fort, „indem ich ihn von seinem Gefieder befreite, eine Neigung von ihm genommen, die er unter dieser Kleidung gefaßt hatte. Er hatte sich in eine Tochter Kin-Kin-Kas verliebt . . ." — „Die etwa," meinte der Sultan, „die erlaubt hatte, daß man ihn in die Bratpfanne steckte . . ." — „Sie wollten sagen in die Basilika" — „Ja, die meine ich. Aber er ist wohl närrisch? Eine, die so wenig Wert legt auf das Leben ihres Liebhabers, wird erst recht mit der Ehre ihres Gatten spielen. Mein Sohn will also ein . . . doch es ist mir ganz lieb, daß wir endlich daran denken, uns Nachfolger zu geben.

Seit langem schon geben sich andere damit ab. Madame, könnten Sie, die Sie alles wissen, uns vielleicht sagen, wie man das anstellen muß?" — „An der Vergangenheit läßt sich nichts mehr ändern," antwortete Wahrheit; „aber ich bürge Ihnen für die Zukunft, wenn Sie den Prinzen Polychresta geben. Keine wird so treu und so fruchtbar sein, und ich garantiere Ihnen für eine Legion Enkel und zwar alle von Genistan." — „Wer hindert denn," meinte der Sultan, „daß man um sie wirbt?" — „Ein kleines Hindernis: nämlich Polychresta konveniert zwar Ihnen sehr, konveniert aber nicht Ihrem Sohne. Er kann sie nicht leiden, er findet sie bürgerlich, verständig, langweilig und ich weiß nicht, was sonst alles . . ." — „Er hat sie aber gesehen?" — „Niemals . . . Ihr Sohn ist ein Mann von Geist; und ich bitte Sie, was für ein Geist läge darin, eine Frau zu lieben oder zu hassen, nachdem man sie gesehen hat? Das können die Dummen auch . . ." — „Zum Geier," sagte der Sultan, „mein Sohn mag das halten wie er will; aber ich kannte seine Mutter bevor ich sie nahm und ich bin kein Dummkopf." — „Ich wäre sehr dafür," sagte die Fee, „daß Ihr Sohn nur dies eine Mal eine gewisse Originalität abstreifte, die ihm gut steht, daß er Ihre Menschenwürdigkeit annähme und daß er Polychresta anschaute, bevor er sie verschmähte;

aber ihn dazu zu bringen, ist keine Kleinigkeit. Da müßten Sie schon Ihre Autorität geltend machen und . . ." — „O!" sagte der Sultan, „wenn es sich nur darum handelt, meine gewichtige Stimme zu erheben, so werde ich sie erheben. Das sollen Sie gleich sehen." — Alsbald ließ er seinen Sohn herbeirufen, und indem er eine majestätische Miene annahm, die er sehr gut traf, wenn man ihn darauf aufmerksam machte, sagte er zu seinem Sohne: „Mein Herr, ich will, ich beabsichtige, ich verlange, ich befehle, daß Sie die Prinzessin Polychresta am Montag sehen, daß sie Ihnen am Dienstag gefalle, daß Sie sie am Mittwoch heiraten . . . sonst wird sie am Donnerstag meine Frau sein." — „Aber mein Vater . . ." — „Bitte, keine Antwort. Polychresta soll am Donnerstag Ihre oder meine Frau sein. Dies habe ich einmal gesagt und man rede mir nicht mehr davon." Der Prinz, der nie seinen Vater durch ein Uebermaß von Achtung beleidigt hatte, wollte Widerspruch erheben, trotz des gemessenen Befehles, einen solchen zu unterdrücken, doch der Sultan schloß mit einem „Gehorchen Sie!" den Mund, drehte ihm den Rücken und ließ ihn all seinen Groll auf die Fee entladen. — „Madame," sagt zu ihr der Prinz, „ich möchte gern wissen, warum Sie sich mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit in eine Angelegenheit mischen, von der Sie nicht das Allermindeste ver-

stehen? Ist es Ihre Sache, die Sie weder Geist, Aussehen, Geburt, Vermögen, Talente zu übertreiben noch Fehler zu verbergen wissen, Ehen zu stande zu bringen? Sie müssen doch für Ihre Freundin wahnsinnig voreingenommen sein, wenn Sie sich einbilden, daß sie auf ein Porträt von Ihrer Hand hin gefallen würde, Sie, die Sie alle Sprichwörter so gut kennen, sollten sich auch an jenes erinnern, welches besagt: ‚Wer andern eine Grube gräbt . . .‘ Von jeher gehörten die Ehen in Ruschs Ressort. Lassen Sie ihn machen, er wird es besser können als Sie, und es wäre doch höchst lächerlich, wenn eine so alberne Ehe, wie die, welche Sie vorschlagen, unüberlegt vollzogen würde. Aber das soll weder ihm noch Ihnen glücken. Ich werde Ihre Polychresta sehen, da man es durchaus will, aber, bei Gott ich schaue sie nicht an und spreche mit ihr nicht und es soll sehr lustig werden, wie Ihre leichtsinnige Freundin es anstellen wird, meine Schweigsamkeit zu überwinden und mich zu interessieren. Sie können, gnädige Frau, sich im voraus an einer Zusammenkunft gratulieren, bei der wir alle drei sehr amüsante Rollen spielen werden.“

Der erste Emir wollte eben fortfahren, als Mangogul den Frauen, den Emirn und der Kitzlerin ein Zeichen gab hinauszugehen: „Warum wollen Sie denn so zeitig fortgehen,“ sagte die Sultanin.

„Weil ich genug von ihrer Metaphysik habe," sagte der Sultan, „und weil ich gern mit Ihnen die Dinge etwas substantieller behandeln möchte ..."

„Aha, Sie sind hier! ..."

„Jawohl, Madame."

„Schon lange?"

„O, sehr lange."

„Erster Emir, Sie haben mir zwei oder drei Fallen gestellt, wofür ich die Rache nicht bis zum letzten Gericht Brahmas verschieben werde."

„Der Emir ist hinausgegangen und wir sind jetzt allein. Sprechen Sie, Madame; Sie erlauben doch, daß ich hier bleibe?"

„Bedürfen Sie dazu meiner Einwilligung?"

„Nein, aber es würde mir schmeicheln, wenn Sie sie mir geben würden."

„So bleiben Sie denn."

Sechster Abend.

Die Sultanin sagte zur Kitzlerin:

Fräulein, kommen Sie näher und rücken Sie mir mein Kopfkissen zurecht, es ist zu niedrig: Gut so. Zweite Dame, fahren Sie fort. Ich sehe voraus, daß das, was folgen wird, mehr in Ihren Bereich, als in den des zweiten Emir gehören wird. Sollte es Mangogul in den Sinn kommen, noch ein zweites Mal unseren Unterhaltungen beizuwohnen, so werden Sie zweimal husten. Und nun fangen Sie an.

Die zweite Frau:

Was nicht sofort glanzvoll in die Augen stach, mißfiel Genistan über die Maßen Seine natürliche Lebhaftigkeit gestattete ihm nicht tiefer in das wahre Verdienst einzudringen und es von dem oberflächlich Angenehmen zu unterscheiden. Das war ein Nationalfehler, den ihm die Fee nicht hatte abgewöhnen können, dessen schlimmen Wirkungen sie aber vorzubeugen hoffte. Sie sah voraus, daß, wenn Polychresta bei der Vernachlässigung des äußeren Prunkes verharrte, der Prinz, der unglücklicherweise

am Hofe seines Vaters und an dem von Tongut ein lächerliches Gefallen an großem Staat gefunden hatte und an jenem guten Ton, der jedes Halbjahr sich ändert, sie sicherlich für eine schlechtkleidete und in der Konversation täppische Provinzialin halten würde. Diesen Uebelstand zu vermeiden, ließ Wahrheit Polychresta sagen, daß sie mit ihr zu reden hätte. Sie kam —: „Sie schmachten," sagte die Fee, „und zwar schon seit langem für den Sohn Zambadors; ich habe ihm von Ihnen gesprochen, aber er schien dem, was wir von ihm verlangen, wenig geneigt. Er hat sich auf seinen Reisen in ein junges Mädchen verliebt, die zwar nicht ohne Vorzüge ist, aber mit der er nur Dummheiten begehen wird. Ich möchte nun gern, daß Sie darauf hinarbeiten, ihm diese Neigung zu benehmen. Sie könnten es, wenn sie der Natur ein wenig nachhälfen und sich dem Geschmacke des Prinzen und der Meinung einer guten Freundin ein wenig anbequemten. Zum Beispiel: Sie haben da die schönsten Augen von der Welt, aber Sie sind zu bescheiden; anstatt sie immer zu Boden zu senken, müßten Sie sie aufschlagen und sie spielen lassen. Das ist eine sehr einfache Geschichte. Dieser Mund ist klein, aber er ist ernst; ich hätte ihn lieber lachend. Ich verabscheue die Schminke, aber ich dulde sie, wenn es sich darum handelt, einen liebenswürdigen Mann zu fesseln. Sie wer-

den also Ihren Frauen befehlen, welche zu besorgen. Man wird ferner mit Ihrer freundlichen Erlaubnis diesen Haarwald fällen, der Ihre Stirn einengt, und Sie müssen auch Ihr Häubchen ablegen; Frauen von Geschmack tragen nur bei Nacht welche. Was hier das Pelzwerk anbetrifft, so ist es dies Jahr nicht mehr Mode; ich will Ihnen morgen eine Person zuschicken, die Sie darüber beraten wird, und deren Winke Sie hoffentlich befolgen werden. So lächerlich Sie sie auch finden dürften. Polychresta wollte der Fee soeben antworten, daß sie sich nun und nimmer entschließen könnte, sich derart von Kopf bis Fuß zu verwandeln und daß es für sie auch nicht passe, die Närrin zu spielen. Doch Wahrheit legte ihr einen Finger auf die Lippen, befahl ihr sich zu schminken und nichts zu verabsäumen, um den Prinzen zu erobern. Am folgenden Morgen kam die Fee Churchille (oder in der Sprache des Landes die Kokette) mit dem gesamten Apparat zu einer großen Toilette. Ein mit blauem Atlas ausgeschlagener Korb enthielt einen sehr galanten Staat von gewähltestem Geschmack: die Diamanten, den Fächer, die Handschuhe, die Blumen, alles lag darin, sogar Schuhwerk. Da waren die schönsten Pantoffeln, die man jemals gestickt hatte, die Toilette wird im Handumdrehen ausgebreitet und alte kleine Schachteln aufgestellt und geöffnet. Man begann damit, die

Zähne gleichmäßig zu machen, was ihr viel Schmerzen bereitete. Man legte ihr zwei Schichten Rot auf; man klebte ihr auf die linke Schläfe ein großes Schönheitspflästerchen; kleine Pflästerchen der Art wurden mit Auswahl auf das übrige Gesicht geklebt, was den wesentlichen Teil ihrer Herrichtung ausmachte. Ich vergaß zu sagen, daß man ihr die Brauen färbte und ihr einen Teil davon ausriß, weil sie zuviel hatte. Auf die Klagen, die ihr bei dieser Operation entschlüpften, erwiderte man, daß dicke Augenbrauen nicht zum guten Tone gehörten. Man ließ ihr also nur soviel übrig, um ihr ein kindliches Aussehen zu geben. Sie ertrug diese Marter mit einem Heroismus, würdig des Liebhabers, den sie fesseln wollte. Churchille legte selbst Hand mit an und erschöpfte die ganze Tiefe ihres Wissens, um ihrer Physiognomie ein günstiges Aeußere zu geben. Dies glückte ihr jedoch erst nach fünf oder sechs vergeblichen Versuchen. Endlich konnte man ihr auch die Diamanten anlegen. Churchille war der Meinung, man müsse sparsam damit umgehen, damit die Menge derselben nicht den natürlichen Glanz der Prinzessin verdunkele. Ihre Kammerfrauen hätten sie am besten bis zu den Knien damit behängt, wenn man sie hätte gewähren lassen. Hierauf schnürte man sie. Man legte ihr einen Reifrock von ungeheuerlicher Andehnung an, was sie sehr

ärgerte; sie verlangte einen kleineren. — „Pfui doch,“ erwiderte ihr Churchille; „wenn man nur einen ganz wenig kleineren nähme, würden Sie aussehen, wie eine Geschäftsfrau im Hochzeitskleide, und ohne Schminke würde man Sie für etwas weit Schlimmeres halten.“ Sie mußte es sich also gefallen lassen, man kleidete sie weiter an, und als sie fertig war, betrachtete sie sich in einem Spiegel. Nie hatte sie so gut ausgesehen und nie hatte sie sich häßlicher gefunden. Sie mußte in einem fort Komplimente anhören. Wahrheit sagte ihr mit der gewohnten Offenheit, daß sie ihr in diesem Staate weniger gefiele, daß sie aber um so mehr Genistan gefallen würde, daß sie Lively in seiner Erinnerung auslöschen würde und daß sie sich morgen auf ein Sonett oder auf ein Madrigal gefaßt machen könne — „denn,“ fügte sie hinzu, „er macht sehr nette Verse, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die ich ergriffen habe, um ihn von dieser frivolen Beschäftigung abzubringen.“ — Die Fee gab nach Tische ein Konzert mit Dudelsäcken, Leierkästen und Flöten. Genistan wurde dann eingeladen; man placierte Polychresta vorteilhaft, das heißt sie hatte keinen Kronleuchter über dem Kopf, damit nicht der Schatten der Augenhöhlen, ihre Augen tiefliegend erscheinen ließen. Man ließ neben ihr einen Platz für den Prinzen leer, der erst spät kam, denn seine

Ungeduld, die ländliche Göttin zu sehen, war nicht groß. So nämlich nannte er Polychresta. Endlich erschien er und begrüßte mit der ihm natürlichen Anmut und mit zerstreuter Miene die Fee und die übrige Gesellschaft. Wahrheit stellte ihn ihrem Schützling vor, der ihn schüchtern und verlegen empfing und tiefe Verbeugungen machte. Währendem musterte der Prinz sie mit einer Aufmerksamkeit, die sie ganz außer Fassung brachte. Er setzte sich neben sie und sagte ihr einige artige Dinge. Polychresta gab verständige Antworten und der Prinz bekam eine günstige Vorstellung von ihrem Charakter, bei allem Widerwillen, den er gegen ihre Gesellschaft hatte. Und man weiß ja, was ein braver Edelmann einst sagte: Lasset den gesunden Menschenverstand daheim und seid fein artig und gefällig, das ist das Wesentliche ... und dazu einige alte Golddukaten ..."

Die Sultanin:

Also stürzte das Luftschloß in Trümmer.

Die zweite Frau:

Obwohl die Revenuen des Prinzen in sehr schlechter Verfassung waren, war er doch zu jung, um an solchen Grundsätzen Gefallen zu finden. Nach Lively sehnte er sich, nach ihrer Anmut und ihrem schelmischen Wesen. Er stellte sich sie vor,

wie sie Federball oder Blindekuh spielte, sich Beulen an die Stirn stieß, die sie nicht verhinderten, ausgelassen zu lachen, und bei dieser Vorstellung wurde er vollends rasend verliebt in sie. Was soll er auch mit einer Zierpuppe von so eisigem Ernst anfangen, die immer nur, wenn sie gefragt wurde, redet und die alles so gewichtig und maßvoll tat. Nach dem Konzert gab es Feuerwerk, auf das ein sehr luxuriöses Mahl folgte. Der Prinz mußte wieder neben Polychresta sitzen. Er war höflich, empfand aber nichts. Die Fee fragte ihn am folgenden Tage, was er von ihrer Freundin hielte. Genistan antwortete, daß er sie aller Hochachtung wert hielt und vor ihr einen großen Respekt hätte. — „Ich würde ein anderes Gefühl vorziehen," versetzte Wahrheit, „indessen es ist sehr süß, das Glück einer tugendhaften Frau von ausgezeichneten Eigenschaften auszumachen." — „Ach, gnädige Frau," meinte der Prinz, „wenn Sie Lively gesehen hätten! Wie liebenswürdig, die ist." — „Ich sehe," sagte Wahrheit, „daß Sie nur diese kleine Närrin im Kopfe haben, die durchaus nicht das ist, was Sie brauchen."

Die Sultanin:

Mag nun der Haushalt groß oder klein sein, eins von dem Paar muß mindestens gesunden Menschenverstand besitzen.

Die zweite Frau:

Der Prinz wollte etwas erwidern und seine Abneigung gegen Polychresta rechtfertigen, aber die Fee nahm einen gebieterischen Ton an und befahl ihm, Polychresta mit aller Sorgfalt zu behandeln, denn er würde sie schon lieben, wenn er sich nur Zeit dazu ließe. Der Freundin andrerseits riet sie, sich etwas mehr Mühe zu geben und nichts zu unterlassen, um dem Prinzen zu gefallen. Polychresta versuchte es, aber vergebens; ein zu großes Hindernis stellte sich ihren Wünschen entgegen: sie zählte zweiunddreißig Jahre und Genistan erst fünfundzwanzig, daher sagte er, die alten Weiber wären langweilig. Obgleich die Fee sehr antik war, beleidigten sie diese Worte nicht.

Die Sultanin:

Sie allein besaß das Geheimnis jung zu erscheinen.

Die zweite Frau:

Der Prinz gehorchte den Befehlen der Fee. Das tat er immer, wenn er nur ein bißchen Zeit hatte nachzudenken. Er besuchte Polychresta. Es gefiel ihm sogar bei ihr.

Die Sultanin:

Wahrscheinlich immer, wenn er im Spiel Verluste gehabt oder sich mit einer seiner Maitressen überworfen hatte.

Die zweite Frau:

Allmählich wurde sie seine Freundin. Er fand Gefallen an ihrem Charakter. Er fühlte die Kraft ihres Geistes, er behielt sich ihre Worte, zitierte sie, und bald hatte Polychresta gegen sich nur noch ihr anständiges Aussehen, ihr zurückhaltendes Benehmen und eine gewisse Familienähnlichkeit mit Azema, an die er immer nur gähnend zu denken vermochte. Die Dienste, die ihn Polychresta bei wichtigen Gelegenheiten leistete, überwanden völlig seine Abneigung. Die Fee, die ihren Plan nicht aus den Augen verlor, machte einen erneuten Versuch. Währenddem meldete man dem Prinzen, daß mehrere ausländische hohe Herren, denen er in seinem Unglück Ehrenscheine ausgestellt hatte, Bezahlung verlangten, und so heiratete er. Er trat an den Altar mit sorgenvoller Stirn. Er dachte an Lively und schmachtete nach ihr. Polychresta bemerkte es. Sie machte ihm Vorwürfe, aber so sanfte, so ehrsame und so bescheidene, daß er nicht umhin konnte Tränen zu vergießen und sie zu küssen.

Die Sultanin:

Sie tun mir alle Beide leid.

Die zweite Frau:

„Ich finde kein Gefallen an Polychresta," sagte er bei sich selbst, „aber ich werde von ihr heiß

geliebt. Es gibt keine Frau auf der ganzen Welt, die ich so wie sie schätzte, selbst Lively nicht ausgenommen. So also ist diejenige beschaffen, deren Gatte zu werden mich in Verzweiflung bringt! Die Fee hat recht; jawohl, sie hat recht: ich muß wohl verrückt sein! sind denn Frauen von ihren Vorzügen so alltäglich, daß ich traurig darüber werde, eine derartige Frau zu besitzen? Außerdem hat sie Reize, die sogar dauern werden; noch mit sechzig Jahren wird sie gut aussehen. Ich habe noch niemals gemerkt, daß sie je dummes Zeug geschwatzt hätte; denn ich finde bei ihr mehr Verstand und mehr Kenntnisse als zwölf andere zusammen haben. Trotz alledem leide ich. Woher also kommt diese schreckliche Ungelehrigkeit meines Herzens? Du tolles, Du ausschweifendes Herz, ich werde Dich schon bändigen!" Dieses von einigen Vorschlägen Polychrestas unterstützte Selbstgespräch zwang ihn, sie, wenn auch nicht zu lieben, so doch gut mit ihr zu leben.

Die Sultanin:

Diese Vorschläge, ich möchte wetten, daß ich sie kenne. Fahren Sie fort.

Die zweite Frau:

„Prinz," sagte sie eines Tages zu ihm, als sie erst kurze Zeit verheiratet waren, „die Gesetze des

Reiches verbieten mehrere Frauen, aber die hohen Fürsten stehen immer außerhalb des Gesetzes."

Die Sultanin:

So etwas würde ich nun nicht gesagt haben.

Die zweite Frau:

„Ich werde ohne Mühe darein willigen, Lively mit Ihnen zu teilen."

Die Sultanin:

Sehr gut das.

Die zweite Frau:

„Aber keine Abstecher mehr zu Trocilla."

Die Sultanin:

Ausgezeichnet!

Die zweite Frau:

„Müssen sich Frauen von Verstand nicht sehr geschmeichelt fühlen über die Gefühle, die man ihnen entgegenbringt, wenn man ähnliche einer Ausschweifenden zuteil werden läßt, die nie geliebt hat, die nichts im Herzen hat und die Sie in ein Unglück stürzen könnte, das meinem Glück, dem Ihrigen, dem Ihrer Untertanen gefährlich werden könnte? Wer sagt Ihnen, daß diese stürmische Närrin sich nicht das Recht der Wahl ihrer Minister und Generäle anmaßen wird? Wer sagt Ihnen, daß ein Augenblick unüberlegter Gefälligkeit nicht

fünfzigtausend Ihrer Untertanen das Leben und Ihrer Nation das Heer kosten wird? Ich kenne die Absichten Livelys nicht, aber ich erkläre Ihnen, die meinige ist, keinerlei Intimität einzugehen mit einem Manne, der sich Trocilla und ihren Eulen hinzugeben vermag."

Die Sultanin:

Diese Rede Polychrestas entzückt mich.

Die zweite Frau:

Der Prinz war geneigt Trocilla zu opfern, wenn man ihm nur Lively gäbe.

Die Sultanin:

Unser Los ist es, den Souverän zu lieben, die Last des Zepters zu erleichtern und ihm Kinder zu gebären. Ich habe manchmal den Sultan um Stellen für meine Freunde gebeten, aber niemals um eine, die an der Ehre oder der Wohlfahrt des Reiches rüttelte. Ich rufe dafür den Sultan zum Zeugen an. Ich habe einigen Unglücklichen das Leben gerettet, bislang hab ich dies noch nicht zu bereuen gehabt.

Die zweite Frau:

Genistan also unterbreitete die Ansicht seiner jungen Gattin dem Rate, der ihn einstimmig annahm. Es handelte sich jetzt nur noch darum, ihn von den Priestern bestätigen zu lassen, die sich mit

den Ministern seit der Hinfälligkeit Zambadors in die Leitung des Reiches teilten. Es wurden mehrere Synoden abgehalten, in denen man aber keinen Entschluß faßte. Schließlich, nach sehr vielen Erwägungen, verkündete man dem Prinzen, daß er in voller Gewissensruhe zwei Frauen haben könnte und zwar auf Grund einiger Beispiele, die durch die Bücher der Heiligen ihre Weihe erhalten hätten, und eines gesetzlichen Dispenses, der ihn nur hunderttausend Taler kosten würde. Genistan reiste persönlich nach China und sah dort Lively reizvoller als je. Er erhielt sie von ihrem Vater und kam mit ihr nach Japan zurück. Polychresta war durchaus nicht eifersüchtig auf seine Neigung zu ihrer Rivalin und der Prinz war von ihrer Mäßigung so gerührt, daß sie fortan seine einzige Vertraute wurde. Er bekam von ihr eine große Menge Kinder, die alle gut gediehen. Das nämliche war bei Lively der Fall. Sie konnte aber nur zwei Siebenmonatskinder zur Welt bringen. Wahrheit blieb mehrere Jahre am Hofe, als aber Zambadors Tod das Zepter in die Hände seines Sohnes gegeben hatte, sah sie sich allmählich vernachlässigt, fühlte sie, daß sie lästig war und schief angesehen wurde und sie zog sich zurück, indem sie einen Sohn mit sich nahm, den Polychresta dem Prinzen geschenkt hatte, und eine Tochter, die Lively ihm geboren hatte. Trocilla ward gänzlich vergessen und

Genistan teilte seine Zeit zwischen Geschäft und Vergnügungen, genoß das wahre Glück eines Herrschers, nämlich das, welches er seinen Untertanen verschaffte, als plötzlich sich ein Abenteuer ereignete, das den Hof und die Nation höchlichst überraschte.

Hier befahl die Sultanin dem ersten Emir fortzufahren; aber der Sultan hatte zweimal gehustet, ehe er begann. Mirzoza bemerkte, daß der Sultan soeben eingetreten war.

„Genug," sagte sie.

Und die Gesellschaft zog sich zurück.

Siebenter Abend.

Der erste Emir:

Eines Tages benachrichtigte man den Sultan Genistan, daß eine Schar junger Leute beiderlei Geschlechts, die weiße Flügel auf dem Rücken trugen, ihm vorgestellt zu werden wünschten. Es waren ihrer zweiundfünfzig an der Zahl und sie hatten eine Art Abgeordneten an ihre Spitze. Man führte diesen Mann nebst seiner langen Gefolgschaft in den Thronsaal. Sie machten alle eine tiefe Verbeugung vor dem Kaiser, und zwar der Abgeordnete, indem er die Hand an den Turban legte, die Kinder, indem sie zitternd die Flügel bewegten. Der Gesandte nahm das Wort und sprach: — „Aller unbesiegbarster Sultan, erinnert Ihr Euch der Tage, wo Ihr von einem bösen Genius verfolgt, raschen Fluges die ausgedehntesten Länder durchfloget, in Gestalt einer Taube nach China kamt, und Euch auf dem Tempel der feuerfarbenen Meerkatze niederzulassen geruhtet, woselbst Ihr Vogelhäuser fandet, würdig eines Vogels von Eurer Bedeutung. — Ihr seht nun, sehr fruchtbarer Herrscher, in dieser glänzenden

Jugend hier die Früchte Eurer Liebschaften und die wunderbaren Wirkungen Eures Gesanges. Die weißen Flügel, womit ihre Schultern geschmückt sind, können Euch nicht im Zweifel lassen über ihren erhabenen Ursprung, und sie kommen nun, um an Eurem Hofe den Rang zu beanspruchen, der ihnen gebührt." Genistan hörte die Rede des Abgeordneten aufmerksam an. Sein Eingeweide bebte und er erkannte seine Kinder. Um ihnen einige Aehnlichkeiten mit denen Polychrestas zu geben, ließ er ihnen alsbald die Flügel abschneiden." — „Man zeige mir," sagte er hierauf, „den, dessen Mutter die Prinzessin Lively war." — „Fürst," antwortete ihm der Abgeordnete, „das ist der einzige, der fehlt; und Eure Familie würde vollständig sein, wenn nicht die Fee Coribella (oder in der Sprache des Landes die Störenfriedin) die Patin dessen, nach dem Ihr fragt, ihn in einem Lichtwirbel entführt hätte, wie Ihr selbst Augenzeuge wart, als der große Kin-Kin-Ka, indem er ihn bei einem Flügel packte, ihm das Leben nehmen wollte." — Der Fürst war unzufrieden, daß man eines seiner Kinder in so schlechten Händen gelassen hätte. — „Ach! Fürst," meinte der Abgeordnete, „die Fee hat ihn ganz nett erzogen; er hat ganz amüsante Launen. Er will alles haben, was er sieht; er schreit zur Verzweiflung seiner Erzieherinnen so lange, bis man ihm seinen Willen

tut; er zerbricht, er zerschlägt, er beißt, er kratzt. Die Fee hat verboten, daß man ihm in irgend einer Beziehung widerspricht." — Hierbei begann der Abgeordnete zu lächeln. — „Worüber lachen Sie?" fragte ihn der Fürst. — „Ueber eine seiner Eulenspiegeleien." — „Ueber was für eine?" — „Eines Abends, da man sich anschickte, schlafen zu gehen, kam ihm die Laune, in die Schüsseln zu pissen, und man ließ ihn gewähren. Im folgenden Augenblick schon wollte er, daß seine Patin ihm den Hintern zeigte, und man mußte ihm den Gefallen tun. Dabei blieb es nicht, und ..."

Die Sultanin:

Im nächsten Moment schon wollte er wohl, daß sie ihn aller Welt zeigte?

Der erste Emir:

„Das ist es, was der Abgeordnete hinzufügte ..." — „Geht doch, alter Narr," versetzte der Fürst, „Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Dieses Kind läuft Gefahr, ein leichtsinniger Mensch zu werden, und das wird er nur seiner Patin zu verdanken haben. Da wäre es schon noch besser, er bliebe bei seiner Großmutter. Ich befehle Euch bei Eurem langen Barte, den ich Euch ratzekahl werde abschneiden lassen, ihn das nächste Mal, wo ihn Coribella zu unseren Jungfrauen schicken wird, die ihn noch vollends verderben werden, zurückzu-

behalten." Also sprach er, die Audienz war beendet, der Abgeordnete wurde verabschiedet und die Kinder wurden in verschiedenen Gemächern des Palastes verteilt. Kaum aber hatte Lively von ihrer Ankunft und von dem Fehlen ihres Sohnes vernommen, als sie so laut zu schreien anfing, daß darob alle, die in ihre Nähe kamen, den Kopf verloren. Es brauchte Zeit, um sie zu beruhigen, und dies erreichte man erst, indem man ihr Hoffnung machte, daß er wiederkommen würde. Von diesem Tage an vereinte der Prinz mit den Sorgen um das Reich und mit den Pflichten des Gatten die eines Vaters. Wenn er aus dem Rate kam, den Kopf voller Staatsgeschäfte, so ging er bei Lively Zerstreuung suchen. Kaum erschien er, so lag sie in seinen Armen. Ihre leichte und scherzhafte Unterhaltung machte ihm viel Spaß. Ihre Heiterkeit und ihre Liebkosungen täuschten ihn über viel traurige Tage hinweg und ließen ihn die ganze Welt vergessen. Er trennte sich nur höchst ungern von ihr. Bei ihr traf er Maßregeln zur Wohltätigkeit, und man kann sagen, daß sie die Veranlassung von einer ganzen Reihe von Gnadenakten war, ohne vielleicht einen einzigen erbeten zu haben. Was Polychresta anbelangt, so war sie in den Augen des Fürsten eine sehr achtenswerte Frau, die ihn oft langweilte und die er lieber im Staatsrate sah, als in seinen häuslichen Gemächern.

Hatte er eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, so holte er sich bei ihr Aufklärung, Weisheit und die Kraft, die ihm fehlte. Sie sah alles voraus, Sie überschaute alle möglichen Folgen einer Handlung, und man war sich darüber einig, daß sie zum mindesten ebensoviel zum Ruhme des Fürsten tat, als Lively zu seinem Vergnügen. Sie hörte nie auf, ihren Gatten lieb zu haben und ihn durch zarte Aufmerksamkeiten ihre Zärtlichkeit zu beweisen. Lively stand ein wenig im Verdachte der Untreue; sie forderte von Genistan außerordentliche Gefälligkeiten; sie gab sich mit Ungestüm dem Vergnügen hin; sie hatte heftige Leidenschaften; sie bildete sich ein und verlangte, daß alles ihren Launen untertan wäre. Man mußte fast immer ihre Wünsche erraten. Sie sagte eines Tages: Die Götter hätten es sich ersparen können, dem Menschen die Sprache zu geben; wenn diese ein wenig Scharfsinn und viel Liebe besäßen, dann würde man sich ausgezeichnet verständigt haben, ohne ein Wort zu sagen, anstatt daß man jetzt manchmal stundenlang spräche, aber ohne sich zu verstehen, es gäbe überhaupt nur eine Sprache, die der Taten, welche selten zweideutig sei; dann würde man den Charakter nur nach dem Handeln beurteilt haben und Handlungen nur nach dem Charakter, so daß niemand zur Unzeit gesprochen haben würde. Waren ihre Gedanken richtig, so waren sie höchst bewunde-

rungswürdig, weil zum Verdienste der Logik auch noch das der Eigenart kam. Ihre Unstetigkeit verhinderte sie nicht, gute Beobachtungen zu machen: sie war nicht unfähig der Ueberlegung. Sie war schlagfertig und verständig. Die geringste Opposition konnte sie empören. Sie benahm sich ganz so, als wenn alles für sie geschaffen wäre. Sie chikanierte bisweilen den Fürsten wegen der Zeit, die er den Geschäften widmete, und konnte ihm nicht die vergeben, die er Polychresta widmete. Sie fragte ihn, wozu er sich mit dieser Törin befasse; wie oft er an ihrer Seite gegähnt habe, und ob er bei ihr Mathematikstunde nähme: — „Diese Frau gibt mir sehr gute Ratschläge," antwortete ihr der Fürst, „und es wäre zum Wohle meiner Untertanen zu wünschen, daß ich sie öfter sehe." — „Sie werden schon sehen," erwiderte Lively, „daß Sie aus lauter Hochachtung vor ihren guten Eigenschaften ihr noch alle neun Monate regelmäßig Kinder machen werden." — „Nein," versetzte Genistan, „aber zum besten des Staates. Sie führen nichts zu Ende; Polychresta muß also Ihre Fehler wieder gut machen oder die meinigen." — Bei diesen Worten schlug Lively ein lautes Gelächter an und begann Polychresta nachzumachen. Sie fragte Genistan, was sie für ein Gesicht machte, wenn sie ihn liebkoste: „Ach, Fürst, entweder ich verstehe nichts davon, oder Ihre würdige Statue

muß ein sehr zweifelhafter Genuß sein." — „Reizen Sie mich nicht," erwiderte der Fürst, „sonst sage ich Ihnen, daß ich bei ihr nur an das Wohl des Staates denke." — „Und woran denken Sie bei mir?" fragte Lively. — „An Sie selbst und an mein Vergnügen." — „Solchen Fragen fügte sie auch noch oft verfänglichere hinzu. Der Fürst beantwortete sie so gut es ging. Indem er sich aber aus der Schlinge zog, was ihm immer gelang, hatte er nur seinen erneuten Spaß. Man nahm ihn beim Worte, und der Streit war sofort zu Ende. Sie besaß Talente, die sie fast mühelos erworben hatte. Sie lernte mit großer Leichtigkeit, behielt aber so gut wie nichts. Man muß gestehen, daß, wenn die liebenswürdigen Frauen selten sind, sie auch sehr schwer zu fesseln sind. Leichtsinn war das einzige, was man Lively zum Vorwurf machen konnte. Der Fürst wurde eifersüchtig auf sie und bat sie, ihre Gemächer zu verschließen.

Die Sultanin:

Ihr Zwang antun, das hieß gewiß ihr Mißfallen erregen.

Der erste Emir:

Auch habe ich in den geheimen Aufzeichnungen gelesen, daß ein sehr liebenswürdiger Bruder Genistans die Verteidigung des Reiches vernachlässigte, die Wachsamkeit der Eunuchen täuschte, sich zu

Lively schlich und sie in ihrer Zurückgezogenheit zu erheitern suchte. Er mußte wohl rasend verliebt in sie sein, denn er riskierte nichts weniger als sein Leben bei diesem Handel, von dem glücklicherweise der Fürst nichts wußte.

Die Sultanin:

Solange jener geliebt wurde ...

Der erste Emir:

Allerdings, als sie nichts mehr von ihm wissen wollte ...

Die Sultanin:

Das heißt nach einem Monat.

Der erste Emir:

Gestand sie alles dem Sultan.

Die Sultanin:

Alles, Emir? Alles? Ihre geheimen Aufzeichnungen sind ungenau. Verlassen Sie sich darauf, die vertraulichen Mitteilungen Livelys gingen nicht weiter als bis zu jenem Punkte, bis zu welchem die Frauen gewöhnlich zu gehen pflegen, und Genistan erriet das Uebrige.

Der erste Emir:

Er wurde schrecklich böse auf seinen Bruder; gab Befehl, daß man ihn gefangen nehme, aber der Bruder, der Wind bekommen hatte, entging

dem Groll des Kaisers durch seine rechtzeitige Flucht.

Die Sultanin:

Zweiter Emir, fahren Sie fort.

Der zweite Emir:

Zu jener Zeit brachte der Abgeordnete das Kind an den Hof zurück, das der Fürst von Lively gehabt hatte, und das seine ersten Jahre bei der Fee Coribella, seiner Patin, verlebt hatte. Das war wohl das schlimmste Kind, das jemals seine Eltern zur Verzweiflung gebracht hatte. Genistan, sein Vater, hatte sich über die Erziehung nicht getäuscht. Man ließ nichts unversucht, um es zu bessern, aber der Zuschnitt war einmal verdorben, und man kam nicht zu Rande mit ihm. Kaum war er achtzehn Jahre alt, da entfloh er vom Hofe des Kaisers, durchreiste die Königreiche und ließ allenthalben Spuren seiner Extravaganzen zurück. Es nahm ein unglückliches Ende. Der junge Mensch nämlich war die Tapferkeit selbst. Nach einem Mahle, bei dem das Laster auf die Spitze getrieben worden war, bekamen zwei junge Edelleute Streit miteinander. Er mischte sich in ihren Streit mehr als den beiden Brauseköpfen lieb war und sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit denen zu schlagen, zwischen denen er den Ver-

mittler hatte spielen wollen. Er erhielt zwei Degenstiche und starb.

Die Sultanin:

Nun Sie, erste Dame.

Die erste Frau:

Von seinen beiden Schwestern wurde die eine mit dem Genius Rolcan verheiratet (was in der Sprache des Landes so viel wie Prahlhans bedeutet). Was die übrigen aus dem Tempel der feuerfarbenen Meerkatze hervorgegangenen Kinder anbelangt, so mochte man ihnen die Flügel beschneiden, so viel man wollte: die Federn wuchsen immer wieder. Man hat nie wieder etwas so Niedliches gesehen und wird es auch nie wieder sehen. Die Männchen verlegten sich alle auf die Kunst und füllten Japan mit Männern an, die sich in allen möglichen Berufen auszeichneten. Ihre Enkel wurden Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer, Baumeister: Die Mädchen waren so liebenswürdig, daß ihre Gatten sie ohne Mitgift nahmen.

Die Sultanin:

Damals glaubte man wahrscheinlich, daß auf der einen Seite ein großes Vermögen dazu gehörte, um große Verdienste aufzuwiegen. Diese Zeit ist sehr fern! Sie, zweite Dame!

Die zweite Frau:

Einer der Söhne Polychrestas folgte seinem Vater. Seine Brüder wurden große Redner, tiefgründige Politiker, gelehrte Erdmesser, geschickte Astronomen und gingen im Einverständnis mit ihren Eltern ihrer natürlichen Neigung nach; denn damals degradierten in Japan Talente nicht.

Die Sultanin:

Fahren Sie fort, zweite Frau.

Die zweite Frau:

Divina hieß die zweite Tochter Livelys. Genistan hatte sie von dieser liebenswürdigen und seltenen Prinzessin im Alter der Reife bekommen. Sie vereinte in sich so viele gute Eigenschaften, daß die Feen eifersüchtig auf sie wurden. Sie konnten nicht leiden, daß eine Sterbliche ihnen gleich käme. Sie sandten ihr die Bleichsucht, woran sie starb, bevor sie einen fand, der würdig gewesen wäre, ihr Arzt zu sein.

Die Sultanin:

Fahren Sie fort, erster Emir.

Der erste Emir:

Es gab auch Helden in der Familie. Die Geschichte Japans erzählt von einem, dessen Andenken

noch sehr in Ehren steht und dessen Bildnis man auf den Tabakdosen, auf den Kaminschirmen und Fenstervorsätzen sieht, jedesmal wenn die Nation unzufrieden mit dem regierenden Fürsten ist. Auf diese Weise gestattet sie sich, ihren Klagen Ausdruck zu geben. Er eroberte den seinen Vorfahren abgenommenen Thron wieder. Die Rasse sollte bald erlöschen und man weiß heute kaum noch, um welche Zeit Genistan und Polychresta regiert haben. Es bleibt von ihnen nichts als eine strittige Ueberlieferung. Man spricht von ihnen, wie man von dem goldenen Zeitalter spricht. Man nennt es das Zeitalter der Fabeln.

Die Sultanin:

Ich bin mit Ihrer Erzählung nicht unzufrieden; ich glaube seit langem keinen so leichten, so sanften, so langen Schlaf gehabt zu haben. Ich bin Ihnen außerordentlich dafür verpflichtet.

Sie fügte noch einige angenehme Worte für ihre Kitzlerin hinzu und schickte alle fort.

Als sie nach Hause kam, fand die erste ihrer Frauen eine herrliche japanische Räucherpfanne vor.

Die zweite zwei Armbänder und zwar das eine mit dem Bilde des Sultans und das andere mit dem der Sultanin.

Die Kitzlerin mehrere Stücke Stoff von erwähltem Geschmack.

Am folgenden Morgen sandte sie dem ersten Emir einen prächtigen Türkensäbel nebst einem Turban, den sie mit eigner Hand gearbeitet hatte.

Die Belohnung des zweiten Emir bestand in einer Sklavin von seltener Schönheit, auf die, wie die Sultanin bemerkt hatte, der Emir oft Blicke geworfen hatte.

Dies hier ist kein Märchen.



Man muß zugestehen, daß es sehr gute Männer und sehr schlechte Frauen gibt.

— Das kann man alle Tage sehen und braucht dazu gar nicht einmal auszugehen. Also?

— Also, ich kannte einst eine Elsasserin, sie war schön; aber wirklich so schön, daß die Greise herbeiliefen und die jungen Leute alle stehen blieben.

— Und ich habe sie auch gekannt; sie hieß Frau Reymer.

— So ist es. Ein eben aus Nancy frisch angekommener Mensch, namens Tanié, verliebte sich sterblich in sie. Er war arm. Er war eins von jenen verlassenen Kindern, die die Härte der Eltern, welche eine zahlreiche Familie haben, aus dem Hause jagt, und die sich [illegible] in die Welt stürzen, ohne zu wissen, was [illegible]nen werden soll, denen aber ihr Instinkt sagt[illegible] ihrer kein schlimmeres Los wartet, als jen[illegible], dem sie entfliehen. Tanié in seiner Liebe zu Frau Reymer und im Enthusiasmus einer Leidenschaft, die seinen Mut stützte und in seinen Augen all sein Tun adelte, unterwarf sich widerstandslos den heikelsten und niedrigsten Beschäftigungen, um das Elend seiner Freundin zu erleichtern. Tagsüber ging er auf

Arbeit in den Hafen; sobald der Tag sich neigte, bettelte er in den Straßen.

— Das war sehr schön, konnte aber nicht so fort gehen.

— Darum beschloß Tanié, der es müde ward, gegen die Not anzukämpfen, oder vielmehr, eine entzückende Frau in der Dürftigkeit zu lassen, die von reichen Männern belagert war, welche in sie drangen, diesen Bettler, den Tanié fortzujagen ...

— Was sie auch vierzehn Tage oder vier Wochen später sicherlich getan haben würde.

— ... Diesen Bettler, den Tanié, zu verjagen und ihre Reichtümer anzunehmen. Darum beschloß er, sie zu verlassen und sein Glück in der Ferne zu versuchen. Er erbettelt und erhält freie Ueberfahrt auf einem Schiffe des Königs. Der Augenblick seiner Abreise ist gekommen. Er nimmt Abschied von Frau Reymer: „Liebe Freundin," so spricht er zu ihr, „ich kann nicht länger Ihre Zärtlichkeit mißbrauchen, ich habe meinen Entschluß gefaßt, ich gehe fort." — „Sie gehen fort?" — „Ja ..." — „Und wohin gehen Sie?" — „Nach den Inseln. Sie verdienen ein besseres Schicksal, und ich könnte es doch nicht länger fernhalten ..." Der gute Tanié! ... „Und was soll aus mir werden? ..." — So eine Verräterin! ... — „Sie sind umgeben von Leuten, die Ihnen zu gefallen suchen. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, ich

gebe Ihnen Ihre Eide zurück. Suchen Sie sich unter Ihren Verehrern den aus, der Ihnen der angenehmste ist. Nehmen Sie ihn, ich beschwöre Sie ..."

— „Ach, Tanié, das schlagen Sie mir vor? ...!"

— Ersparen Sie sich die Pantomine der Frau Reymer. Ich sehe sie vor mir, ich kenne sie ...

— „Das einzige, worum ich Sie bitte, indem ich von Ihnen gehe, ist, daß Sie keine Verpflichtung eingehen, die uns für immer trennt. Schwören Sie es mir, schöne Freundin. In welchem Lande der Erde ich immer wohnen werde, ich werde höchst unglücklich sein, wenn ein Jahr vergeht, ohne daß ich Ihnen zuverlässige Beweise meiner zärtlichen Neigung geben kann. Weinen Sie nicht ... (sie weinen alle, wann sie wollen) und sträuben Sie sich nicht gegen einen Plan, den die Vorwürfe meines Herzens mir eingegeben haben und den ich unbedingt ausführen muß." Und damit reiste Tanié nach San Domingo.

— Es zwar gleichzeitig sowohl im Interesse der Frau Reymer, als in dem seinigen.

— Was wissen Sie davon?

— Ich weiß so gut wie irgend einer, daß, als Tanié ihr riet, eine Wahl zu treffen, diese Wahl schon getroffen war.

— Gut!

— Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.

— Tanié hatte einen guten Kopf und eine große geschäftliche Begabung. Er wurde bald bekannt. Er trat in den obersten Rat des Kaps ein. Er zeichnete sich dort durch seine Kenntnisse und seine Rechtlichkeit aus. Er erstrebte kein großes Vermögen; er wünschte nur auf anständige und schnelle Weise einige Wohlhabenheit. Jedes Jahr schickte er einen Teil seines Erwerbes an Frau Reymer. Es gelang ihm nach neun bis zehn Jahren (nein, länger hat seine Abwesenheit gewiß nicht gedauert), seiner Freundin ein kleines Portefeuille zu überreichen, das die Frucht seiner guten Eigenschaften und seiner Arbeiten einschloß ... und zum Glück für Tanié geschah dies in dem Augenblicke, wo sie sich eben von dem letzten der Nachfolger Taniés getrennt hatte.

— Von dem letzten?

— Ja.

— Es waren also deren mehrere vorhanden?

— Gewiß.

— Weiter, weiter.

— Aber vielleicht habe ich Ihnen nichts zu sagen, was Sie nicht besser wüßten, als ich.

— Was liegt daran?

— Frau Reymer und Tanié hatten eine recht hübsche Wohnung in der Rue Sainte Marguerite, ganz dicht bei meiner Wohnung inne: Ich hielt viel von Tanié und besuchte öfters sein Heim, das,

wenn auch kein reiches, doch wenigstens ein sehr wohlhabendes war.

— Ich kann Ihnen versichern, daß die Reymer, ohne daß ich mit ihr je davon gesprochen hätte, mehr als fünfzehntausend Franken Rente vor der Rückkehr Taniés hatte.

— Dem sie ihr Vermögen verheimlichte?

— Ja.

— Und weshalb?

— Weil sie geizig und habsüchtig war.

— Habsüchtig? das mag noch angehen, aber geizig! Eine Courtisane und geizig!

Fünf oder sechs Jahre lebten die beiden Liebenden im besten Einverständnis.

— Dank der außerordentlichen Schlauheit des einen Teils und dem grenzenlosen Vertrauen des anderen Teils.

— Ja, es ist wahr: in eine so reine Seele wie die Taniés vermochte auch nicht der Schatten eines Argwohns zu dringen. Das einzige, was ich bisweilen bemerkte, war, daß Frau Reymer bald ihre ursprüngliche Bedürftigkeit vergessen hatte; daß der Hang nach Pracht und Reichtum sie quälte; daß es ihr eine Erniedrigung schien, wenn eine so schöne Frau zu Fuße gehen mußte.

— Was, fuhr sie denn nicht im Wagen?

— Der Glanz des Lasters sollte ihr dessen Gemeinheit verbergen. Sie lachen?

— Um jene Zeit hatte Herr von Maurepas den Plan, im Norden ein Handelshaus zu errichten. Der Erfolg des Unternehmens erforderte einen tätigen und intelligenten Mann. Er warf ein Auge auf Tanié, dem er während seines Aufenthaltes am Kap die Führung mehrerer wichtiger Geschäfte anvertraut hatte, und der sich dieser immer zur Zufriedenheit des Ministers erledigt hatte. Tanié war trostlos über diese Auszeichnung. Er war so zufrieden, so glücklich an der Seite seiner schönen Freundin. Er liebte und er war oder glaubte sich ebenfalls geliebt.

— Sehr gut gesagt.

— Was konnte das Gold seinem Glücke hinzufügen? Nichts. Indessen, der Minister bestand auf seinem Plan. Tanié mußte sich entschließen, mußte Frau Reymer sein Herz öffnen. Ich kam gerade gegen Ende dieser peinlichen Szene zu ihm. Der arme Tanié war in Tränen aufgelöst. „Was haben Sie denn, lieber Freund?" fragte ich ihn. Er sagte schluchzend zu mir: „Ach diese Frau!" Frau Reymer arbeitete ruhig an einer Stickerei. Tanié stand plötzlich auf und ging hinaus. Ich blieb allein mit seiner Freundin, die auch alsbald keinen Hehl daraus machte, daß sie das Benehmen Taniés unvernünftig fände. Sie übertrieb mir die Bescheidenheit ihrer Lage; sie wendete dabei all die Schlauheit an, womit ein spitzfindiger Kopf

die Sophismen des Ehrgeizes zu bemänteln vermag: „Worum handelt es sich denn eigentlich? Höchstens um eine Abwesenheit von zwei oder drei Jahren." — „Das ist immerhin ziemlich viel, für einen Mann, den Sie lieben, und der Sie ebenfalls liebt." — „Der, mich lieben? Wenn er mich liebte, würde er dann einen Augenblick zögern meinen Willen zu tun?" — „Aber gnädige Frau, warum gehen Sie nicht mit ihm?" — „Ich! ich gehe nicht dahin, und ihm, so extravagant er auch ist, kam es nie in den Sinn, mir so etwas vorzuschlagen. Zweifelt er an mir?" — „Ich weiß nicht." — „Nachdem ich zwölf Jahre lang auf ihn gewartet habe, kann er sich wohl zwei oder drei Jahre lang auf meine Treue verlassen, mein Herr. Hier handelt es sich um eine jener ganz seltenen Gelegenheiten, wie sie sich nur einmal im Leben bieten, und ich will nicht, daß er es eines Tages bereut und mir vielleicht gar vorwirft, diese Gelegenheit verpaßt zu haben." — „Tanié wird nichts bereuen, so lange er das Glück hat, Ihnen zu gefallen." — „Das ist ja sehr hübsch von ihm, aber verlassen Sie sich darauf, er wird sehr zufrieden sein, wenn er reich ist, wann ich arm sein werde. Das Unglück der Frauen ist, daß sie nie an die Zukunft denken; ich aber bin nicht so . . ." Der Minister war in Paris. Von der Rue Sainte-Marguerite bis zu seinem Hotel war nur ein

Schritt. Tanié war dahingegangen und hatte sich engagieren lassen. Er kam zurück trockenen Auges, aber mit tiefbetrübter Seele: „Ich habe Maurepas besucht," sagte er; er hat mein Wort. Ich werde reisen, ja ich werde reisen, und Sie sollen Ihren Willen haben." — „Ach, mein Freund! ..." — Frau Reymer legt ihre Stickerei fort, stürzt sich Tanié entgegen, wirft die Arme um seinen Hals, überhäuft ihn mit Zärtlichkeiten und süßen Worten: — „Ja, diesmal sehe ich, daß ich Ihnen teuer bin!" — Tanié antwortet ihr kühl: „Sie wollen reich sein ... (sie war es, die Metze, zehnmal reicher war sie, als sie es verdiente) und Sie werden es sein. Da es das Gold ist, das Sie lieben, so muß man eben Gold herbeischaffen." Dies war an einem Dienstag, und der Minister hatte für Freitag unwiderruflich die Abreise festgesetzt. Ich sagte ihm Lebewohl in dem Augenblicke, wo er noch mit sich kämpfte, wo er versuchte, sich aus den Armen seiner Schönen, der unwürdigen grausamen Reymer loszureißen. Das war eine Verwirrung, eine Verzweiflung, eine Todesangst, wie ich sie nie wieder mit angesehen habe. Ich hörte kein Wort der Klage, nur einen langen Schrei. Frau Reymer lag noch im Bett. Er hielt eine ihrer Hände und wiederholte fortwährend: „Schlimmes Weib! grausames Weib, was brauchst Du mehr als Wohlhabenheit und einen Freund wie ich? Ich habe

ihr aus den heißen Gegenden Amerikas ein Vermögen gebracht, nun will sie, daß ich ihr noch eins mitten im eisigen Norden erwerbe. Lieber Freund, ich fühle es, diese Frau ist verrückt und ich fühle es, ich bin ein Wahnsinniger, aber mir ist es weniger schrecklich zu sterben als sie zu betrüben. Du willst, ich soll Dich verlassen; ich werde Dich verlassen." — Er lag vor dem Bett auf den Knieen, den Mund auf ihre Hand pressend und das Gesicht in den Decken vergrabend, die sein Klagen zu einem leisen Murmeln erstickten und nur noch trauriger und schrecklicher machten. Die Zimmertür öffnete sich, er hob jäh den Kopf hoch und sah den Postillon vor sich, der ihm meldete, daß die Pferde angespannt seien. Er stieß einen Schrei aus und verbarg wieder sein Gesicht in dem Deckbett. Nach einer lautlosen Stille erhob er sich und sagte zu seiner Freundin: „Küssen Sie mich! küssen Sie mich noch einmal ... denn du wirst mich nicht wiedersehen." Seine Ahnung sollte ihn nicht täuschen.

— Er reiste. Er kam nach Petersburg, und drei Tage später erkrankte er am Fieber, woran er am vierten Tage starb.

— Ich wußte das Alles.

— Sie waren vielleicht einer von den Nachfolgern Taniés?

— Sie haben es erraten, und mit dieser schrecklichen Schönen habe ich mich geschäftlich ruiniert.

— Der arme Tanié!

— Es gibt Menschen in dieser Welt, die Ihnen sagen werden, er sei ein Dummkopf.

— Ich will ihn nicht verteidigen, aber ich wünsche diesen Leuten im Grunde meines Herzens, ihr böses Geschick möchte sie an eine ebenso schöne und ebenso verschlagene Frau wie Frau Reymer geraten lassen!

— Sie sind grausam in Ihren Rachegelüsten.

— Und andrerseits, wenn es schlechte Frauen und sehr gute Männer gibt, so gibt es auch sehr gute Frauen und sehr schlechte Männer, und was ich Ihnen jetzt erzählen werde, ist ebensowenig eine Erfindung als das vorige.

— Davon bin ich überzeugt.

— Herr von Héronville ...

— Jener, der noch am Leben ist? Der Generalleutnant der Königlichen Armee? der dieses reizende Geschöpf namens Lolotte heiratete?

— Der nämliche.

— Ein galanter Herr, ein Freund der Wissenschaft.

— Und der Gelehrten. Er hat sich lange Zeit mit einer Univesalgeschichte des Krieges in allen Jahrhunderten und bei allen Völkern beschäftigt.

— Ein weit ausschauendes Unternehmen.

— Um seine Aufgabe zu lösen, hatte er einige junge

Leute von großem Verdienst um sich geschart wie Herrn von Monbucler, den Verfasser der Geschichte der Mathematik.

— Alle Wetter! hatte er viel solche Kräfte?

— O ja! Ein gewisser Gardeil, der Held des Abenteuers, das ich Ihnen erzählen will, gab ihm in seinem Fache nichts nach. Ein gemeinsamer Wetteifer um das Studium der griechischen Sprache begann zwischen Gardeil und mir, eine Verbindung, die die Zeit, die Gegenseitigkeit der Ratschläge, das Gefallen an der Zurückgezogenheit und besonders die Zwanglosigkeit, mit der wir uns besuchten, zu einer ziemlich großen Intimität gestalteten.

— Sie wohnten damals in der Estrapade.

— Er Rue Sainte-Hyacinthe und seine Freundin, Fräulein de la Chaux, Place Saint-Michel. Ich nenne sie bei ihrem wirklichen Namen, weil die arme Unglückliche nicht mehr ist, weil ihr Leben sie nur ehren kann bei allen rechtlich denkenden Menschen und ihr die Bewunderung, das Mitleid und die Tränen derjenigen sichern wird, die die Natur mit einem kleinen Teile der Empfindlichkeit ihrer Seele begabt oder bestraft hat.

— Aber Ihre Stimme verschleiert sich ja und ich glaube, Sie weinen.

— Mir ist, als sehe ich noch ihre großen, schwarzen, glänzenden und sanften Augen, und als tönte noch

der Klang ihrer rührenden Stimme in meinen Ohren und als trübte er noch mein Herz. Entzückendes Geschöpf, einziges Geschöpf, du bist nicht mehr! Fast zwanzig Jahre ist es her, daß du nicht mehr bist und noch krampft sich mein Herz bei der Erinnerung an dich zusammen.

— Sie haben sie geliebt?

— Nein. Ach, la Chaux, ach, Gardeil! Ihr wart alle beide zwei Verschwender, die eine der Zärtlichkeiten der Frau, der andere der Undankbarkeit des Mannes.

Fräulein de la Chaux stammte aus einer geachteten Familie. Sie verließ ihre Verwandten, um sich Gardeil in die Arme zu werfen, Gardeil besaß nichts. Fräulein de la Chaux hatte einiges Vermögen; und dieses bißchen Vermögen ward ganz den Bedürfnissen und Launen Gardeils geopfert. Sie bereute weder die Verschwendung ihres Geldes, noch die Schändung ihrer Ehre! ihr Geliebter war ihr für alles Ersatz.

— Dieser Gardeil war also wohl sehr verführerisch, sehr liebenswürdig?

— Keineswegs. Ein kleines störrisches, schweigsames und kaustisches Männchen; ein verwittertes Gesicht, ein gelblicher Teint, kurz und gut eine kleine, elende und häßliche Gestalt, wenn ein Mann mit einer geistigen Physiognomie häßlich genannt werden kann.

— Und das hatte einem entzückenden Mädchen den Kopf verdreht?

— Und das wundert Sie?

— Immer noch.

— Sie?

— Mich.

— Aber erinnern Sie sich denn nicht mehr Ihres Abenteuers mit der Deschamps und der tiefen Verzweiflung, als dieses Geschöpf Ihnen ihre Tür verschloß?

— Lassen wir das, fahren Sie fort.

— Ich sagte Ihnen: „Sie ist also sehr schön?“ Und Sie antworteten traurig: „Nein,“ — sie hat also viel Geist? — Sie ist dumm. — So sind es also ihre Talente, die Sie einnehmen? — Sie hat nur eins. — Und worin besteht dieses seltene, dies erhabene, dieses wunderbare Talent? — Es besteht darin, daß sie mich in ihren Armen glücklicher macht, als ich es je in den Armen einer anderen Frau war. — Aber das Fräulein de la Chaux, das ehrbare, empfindliche Fräulein de la Chaux, versprach sich heimlich, instinktiv, ohne daß sie es wußte, das Glück, welches Sie kennen lernten und das Sie von der Deschamps sagen ließ: „Wenn diese Unglückliche, diese Ruchlose, sich in den Kopf setzt, mich fortzujagen, so nehme ich eine Pistole und jage mir in ihrem kleinen Vorzimmer eine Kugel durch den Kopf.“ Haben Sie das gesagt oder nicht?

— Ich habe es gesagt, und weiß heute noch nicht, warum ich es nicht getan habe.

— Sie geben also zu ...

— Ich gebe alles zu, was Sie wollen.

— Lieber Freund, der gescheiteste von uns ist wohl glücklich, wenn er nicht jener schönen oder häßlichen, geistreichen oder dummen Frau begegnet ist, die ihn so verrückt gemacht habe würde, daß man ihn in ein Irrenhaus hätte sperren müssen. Beklagen wir die Männer, tadeln wir sie nüchtern; betrachten wir unsere verflossenen Jahre als ebenso viel Augenblicke, die wir der uns verfolgenden Bosheit entzogen haben, und denken wir immer nur zitternd an die Gewalt gewisser natürlicher Neigungen, besonders was die warmblütigen und mit glühender Phantasie begabten Wesen anbelangt. Der Funke, welcher zufällig auf ein Pulverfaß fliegt, bringt keine schrecklichere Wirkung hervor; der Finger, der bereit ist, auf Sie oder auf mich diesen verhängnisvollen Funken zu schleudern, ist vielleicht schon erhaben ... Herr von Héronville, erpicht darauf sein Werk zu beschleunigen, stellte ungeheuerliche Anforderungen an seine Mitarbeiter, Gardeils Gesundheit litt darunter. Um ihm seine Aufgabe zu erleichtern, lernte Fräulein de la Chaux Hebräisch und, während ihr Freund sich ausruhte, verbrachte sie einen Teil der Nacht damit, Stellen aus hebräischen Autoren zu interpretieren und zu

übersetzen. Die Zeit, auch die griechischen Autoren auszuschreiben, rückte heran, Fräulein de la Chaux vervollkommnete sich eilig in dieser Sprache, von der sie schon ein wenig wußte, und, während Gardeil schlief, beschäftigte sie sich damit, Stellen aus Xenophon und aus Thucydides zu übersetzen. Zur Kenntnis des Griechischen und Hebräischen fügte sie die des Englischen. Sie beherrschte das Englische in solchem Maße, daß sie die ersten Essays der Metaphysik des Hume, eines Werkes, worin die Schwierigkeit des Stoffes die der Schreibweise noch unendlich vermehrt, ins Französische übersetzte. Als das Studium ihre Kräfte erschöpft hatte, fand sie Vergnügen daran, Noten zu stechen. Als sie fürchtete, daß die Langeweile sich ihres Geliebten bemächtigen könnte, sang sie. Ich übertreibe nichts, ich führe den Doktor le Camus als Zeugen an, der sie in ihren Leiden getröstet und in ihrer Dürftigkeit unterstützt hat, der ihr unausgesetzt Dienste geleistet hat, der ihr bis auf den Boden folgte, wohin die Armut sie verbannt hatte, und der ihr die Augen schloß als sie starb. Aber ich vergesse einen ihrer ersten Unglücksfälle, nämlich die Verfolgung, die sie von einer Familie zu erleiden hatte, welche empört war über ihre ganz öffentlich zur Schau getragene und viel besprochene Neigung. Man gebrauchte Wahrheit und Lüge, um in schamloser Weise über ihre Frei-

heit zu verfügen. Ihre Eltern und die Priester verfolgten sie von Quartier zu Quartier, von Haus zu Haus und zwangen sie, viele Jahre lang in heimlicher Verborgenheit zu leben. Sie verbrachte die Tage damit, für Gardeil zu arbeiten. Wir zeigten uns ihr nur des Nachts, und sobald ihr Geliebter da war, verschwand all ihr Kummer, all ihre Angst.

— Wie? sie, das junge schüchterne und für all das Unglück so empfindliche Geschöpf!

— Sie war glücklich.

— Glücklich?

— Ja, sie hörte nur auf, es zu sein, wenn Gardeil undankbar war.

— Aber es ist doch unmöglich, daß Undankbarkeit die Belohnung für so viel seltene Eigenschaften, für so viel Beweise von Liebe, für so vielerlei Opfer gewesen sein sollte!

— Sie täuschen sich, Gardeil war undankbar. Eines Tages stand Fräulein de la Chaux allein da in der Welt, ohne Ehre, ohne Geld, ohne Stütze. Ich imponiere Ihnen: ich blieb ihr einige Zeit. Der Doktor le Camus blieb ihr immer.

— Ach die Männer, die Männer!

— Von wem reden Sie?

— Von Gardeil.

— Sie sehen bloß den schlechten Menschen und sehen nicht daneben den guten. An jenem Tage

des Schmerzes und der Verzweiflung kam sie zu mir gelaufen. Es war am Morgen. Sie war totenbleich. Sie wußte ihr Geschick erst seit dem vorigen Tage und bot das Bild langen Leidens. Sie weinte nicht; aber man sah, daß sie viel geweint hatte. Sie warf sich in ein Fauteuil, sie sprach nicht, konnte nicht sprechen; sie streckte mir die Arme hin und stieß einen lauten Schrei aus: „Was gibt es?“ fragte ich sie. „Ist er tot?“

„Schlimmer als das: er liebt mich nicht mehr, er verläßt mich ...“

— Weiter!

— Ich kann kaum; ich sehe sie, ich höre sie, und meine Augen füllen sich mit Tränen: „Er liebt Sie nicht mehr? ...“ — „Nein.“ — „Er verläßt Sie?“ — „Ja doch! nach allem, was ich für den getan habe! ... Ach, mein Herr, der Kopf wirbelt mir; haben Sie Mitleid mit mir, verlassen Sie mich nicht ... um Himmelswillen, verlassen Sie mich nicht! ...“ — Bei diesen Worten hatte sie meinen Arm ergriffen, den sie heftig drückte, als stünde jemand neben ihr, der sie packen und fortreißen wollte. „Fürchten Sie nichts, Fräulein.“ — „Ich fürchte nur mich.“ — „Was kann ich für Sie tun?“ — „Retten Sie mich zunächst vor mir selber. Er liebt mich nicht mehr! ich bin ihm lästig, ich langweile ihn! er haßt mich! er verläßt mich, er verläßt mich!“ Auf diese Worte folgte

ein tiefes Schweigen, und auf das Schweigen ein krampfhaftes Lachen, daß noch tausendmal schrecklicher war, als die Sprache der Verzweiflung und das Röcheln des Todeskampfes. Das war ein Aufeinander von Tränen, Schreien von inartikulierten Lauten, von himmelwärts gerichteten Blicken, ein Beben der Lippen, ein wahrer Gießbach von Schmerzen, denen man ihren Lauf lassen mußte; was ich auch tat. Und ich wandte mich erst wieder an ihre Vernunft, als ich ihre Seele stumpf und gebrochen sah. Dann sprach ich: „Er haßt Sie, verläßt Sie? Und wer sagt Ihnen das?" — „Er." — „Kopf hoch, Fräulein, ein wenig Hoffnung und Mut! Er ist doch kein Ungeheuer ..." — „Sie kennen ihn nicht, Sie sollen ihn kennen lernen. Er ist ein Ungeheuer, wie es kein zweites gibt, kein zweites jemals gegeben hat." — „Ich kann es gar nicht glauben." — „Sie werden es schon sehen." — „Liebt er eine Andere?" — „Nein." — „Haben Sie ihn keinen Grund zum Argwohn, zur Unzufriedenheit gegeben?" — „Keinen, keinen!" — „Was also ist der Grund?" — „Meine Unbrauchbarkeit. Ich habe nichts mehr, ich bin ihm zu nichts mehr gut. Sein Ehrgeiz; er ist immer ehrgeizig gewesen. Der Verlust meiner Gesundheit, meiner Reize: ich habe so viel gelitten und ausgestanden." — „Man hört auf ein liebendes Paar zu sein, aber man

bleibt sich doch gut Freund." — „Ich bin für ihn unerträglich geworden, meine Gegenwart lastet auf ihm, mein Anblick betrübt und verwundet ihn. Wüßten Sie nur, was er zu mir gesagt hat! Ja, mein Herr, er hat zu mir gesagt, wenn er dazu verurteilt wäre, vierundzwanzig Stunden mit mir zu verbringen, so würde er sich zum Fenster hinausstürzen." — „Aber diese Abneigung kann doch nicht erst kürzlich entstanden sein?" — „Was weiß ich! er ist von Natur so geringschätzig, so gleichgültig, so kalt! es ist so schwierig im Grunde seiner Seele zu lesen! und es widerstrebt einem so, sein eignes Todesurteil zu lesen! er hat es mir verkündet, und mit welcher Härte!" — „Ich verstehe von alledem nichts." — „Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit und deswegen bin ich hergekommen: werden Sie sie mir erweisen?" — „Verlangen Sie, was Sie wollen!" — „So hören Sie: er hat Achtung vor Ihnen; Sie wissen, was er mir verdankt. Vielleicht wird er sich schämen, sich Ihnen so zu zeigen, wie er ist. Nein, ich glaube nicht, daß er den Mut und die Kraft hat. Ich bin nur ein Weib, und Sie sind ein Mann. Ein zartfühlender, anständiger und gerechter Mann imponiert immer, Sie werden ihm imponieren. Geben Sie mir den Arm und schlagen Sie es mir nicht ab, mich zu ihm zu begleiten. Ich will in Ihrer Gegenwart mit ihm reden. Wer weiß, was mein Schmerz

und Ihre Anwesenheit über ihn vermögen. Werden Sie mich begleiten?“ — „Sehr gern.“ — „So gehen wir ...“

— Ich fürchte, mein Schmerz und Ihre Anwesenheit werden nichts ausrichten. Die Abneigung! es ist etwas Schreckliches um die Abneigung in der Liebe und noch dazu gegen eine Frau! ...

— Ich ließ eine Sänfte holen, denn sie war nicht imstande, zu gehen. Wir kamen zu Gardeil, zu jenem großen, neuen Hause, dem einzigen, das auf der rechten Seite in der Rue Hyacinthe steht, wenn man über die Place Saint-Michel kommt. Dort bleiben die Träger stehen, sie öffnen, ich warte, sie verläßt die Sänfte nicht. Ich trete näher und sehe eine Frau, die am ganzen Leibe zittert; ihre Zähne schlagen, wie im Fieberschauer, aufeinander, ihre Füße beben: „Ein Augenblick, mein Herr; ich bitte um Entschuldigung, ich kann noch nicht ... Was soll ich dort machen? Ich habe Sie ganz unnötig in Ihren Geschäften gestört; es tut mir leid, ich bitte um Entschuldigung ...“ Ich reiche ihr den Arm. Sie nahm ihn, sie versuchte aufzustehen, sie konnte es nicht: „Noch einen Augenblick, mein Herr;“ sagte sie zu mir; „Ich mache Ihnen so viel Mühe, Sie leiden unter meinem Zustande ...“ Endlich beruhigte sie sich ein wenig, und, als sie aus der Sänfte stieg, sagte sie ganz leise: „Ich muß hinein, ich muß ihn sehen. Wer

weiß? vielleicht ist es mein Tod ..." Und so gingen wir über den Hof, stehen an der Tür seiner Wohnung, treten in das Arbeitszimmer Gardeils ein. Er saß an seinem Arbeitstische im Hausrock und Nachtmütze. Er grüßte mich leicht mit der Hand und fuhr in der begonnenen Arbeit fort. Darauf trat er auf mich zu und sagte: „Sie müssen zugeben, mein Herr, daß die Frauen sehr unbequem sind, ich muß Sie tausendmal für die Extravaganzen des Fräuleins um Entschuldigung bitten." Darauf wandte er sich an das arme Geschöpf, das mehr tot, als lebendig war: „Was wollen Sie von mir noch? Mir scheint, nach der kurzen und bündigen Erklärung, die ich Ihnen gegeben habe, müßte alles aus sein zwischen uns. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie nicht mehr liebe; ich habe es Ihnen unter vier Augen gesagt; Ihre Absicht ist wahrscheinlich, daß ich es vor diesem Herrn wiederholen soll; also gut, Fräulein, ich liebe Sie nicht mehr. Die Liebe ist in meinem Herzen erloschen für Sie, für Sie, und wenn Ihnen dies ein Trost ist, auch für jedes andere Weib." — „Aber sagen Sie mir um Gottes Willen, warum Sie mich nicht mehr lieben?" — „Ich weiß es nicht; alles, was ich weiß, ist, daß ich begonnen habe, ohne zu wissen weshalb, daß ich aufgehört habe, ohne zu wissen weshalb, und ich fühle, es ist unmöglich, daß diese Leidenschaft zurückkehrt. Es ist, als hätte ich mich nach einer Krankheit ge-

häutet und wäre nun völlig gesund." — „Was habe ich Ihnen denn getan?" — „Sie haben mir gar nichts getan." — „Sollten Sie mir im Geheimen einen Vorwurf wegen meines Betragens zu machen haben?" — „Nicht den geringsten; Sie sind die beständigste, die anständigste, die zärtlichste Frau gewesen, die sich ein Mann nur wünschen mag." — „Habe ich irgend etwas unterlassen, das zu tun in meiner Macht stand?" — „Nichts." — „Habe ich Ihnen nicht meine Eltern geopfert?" — „Das ist die Wahrheit." — „Mein Vermögen?" — „Ich bin trostlos darüber." — „Meine Gesundheit?" — „Wohl möglich." — „Meine Ehre, meinen Ruf, meine Ruhe?" — „Alles, was Sie wollen." — „Und ich bin dir verhaßt?" — „Es ist hart zu sagen, hart zu hören, da es aber einmal so ist, muß es auch eingestanden werden." — „Ich bin ihm verhaßt!... Ich fühle es, und er achtet mich nicht mehr... verhaßt!... O, mein Gott!..." Bei diesen Worten verbreitete sich eine Totenblässe über ihr Antlitz, ihre Lippen entfärbten sich und der Angstschweiß auf ihren Wangen mischte sich mit den Tränen, die aus ihren Augen stürzten; sie waren geschlossen diese Augen, und ihr Kopf sank auf die Lehne des Sessels; ihre Zähne preßten sich aufeinander, ihr ganzer Körper bebte. Darauf folgte ein allgemeiner Schwächezustand, da nun alle Hoffnung, die sie noch an der Tür gehabt haben mochte, geschwunden war. Das

Andauern dieses Zustandes erschreckte mich vollends. Ich nahm ihr den Umhang ab, ich lockerte die Bänder ihrer Kleidung, schnürte ihre Unterröcke auf und spritzte ihr einige Tropfen kaltes Wasser ins Gesicht. Sie öffnete die Augen ein wenig; man hörte ein dumpfes Gemurmel, wie, als wollte sie sagen: „Ich bin ihm verhaßt!"

Und dabei artikulierte sie nur die letzten Silben des Wortes. Darauf stieß sie einen gellenden Schrei aus. Ihre Augenlider senkten sich wieder, und die Ohnmacht begann von neuem. Gardeil saß kalt auf seinem Stuhle, stützte den Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand, betrachtete sie ohne Aufregung und überließ mir die Sorge um sie. Ich sagte mehrere Male zu ihm: „Aber mein Herr, sie stirbt ja ... man sollte Hilfe ..."

Er antwortete mir lächelnd, indem er mit den Achseln zuckte: „Die Weiber haben ein zähes Leben; sie sterben nicht an so einer Kleinigkeit; das ist weiter nichts, das wird vorübergehen. Sie kennen sie nicht; die machen mit ihrem Körper, was sie wollen! ..." — „Sie stirbt, sage ich Ihnen." Und in der Tat, ihr Körper war wie ohne Kraft und Leben; er glitt vom Sessel herab, und sie wäre nach links oder rechts zu Boden gefallen, wenn ich sie nicht festgehalten hätte. Gardeil hatte sich jäh erhoben und, indem er in seinem Zimmer auf- und abging, sagte er mißmutig und ungeduldig: „Ich

wäre gern mit dieser langweiligen Szene verschont geblieben; ich hoffe wenigstens, daß sie die letzte ist. Was Teufel schmollt denn dieses Geschöpf mit mir? Ich habe sie geliebt; und wenn ich mir den Kopf an dieser Wand zerrenne, es ließe sich nichts mehr ändern: Ich liebe sie nicht mehr; entweder weiß sie das jetzt, oder wird das niemals wissen. Damit ist alles gesagt." — „Nein, mein Herr, damit ist nicht alles gesagt. Was, Sie glauben wirklich, daß ein anständiger Mann ruhig alles rauben kann, was sie besitzt, um sie dann zu verlassen?" — „Was soll ich denn tun? Ich bin ebenso bettelarm als sie." — „Was Sie tun sollen? Sie sollen Ihre Misere teilen mit der, wohin Sie sie gebracht haben." — „Dies beliebt Ihnen zu sagen, sie würde darum nicht besser daran sein, ich aber viel schlimmer." — „Würden Sie ebenso mit einem Freunde verfahren, der Ihnen alles geopfert hätte?" — „Mit einem Freunde? mit einem Freunde? ich habe kein großes Vertrauen zu den Freunden; und diese Erfahrung hat mich gelehrt, auch keins zu den Leidenschaften zu haben. Es tut mir leid, daß ich das nicht früher gewußt habe." — „Und ist es nun gerecht, daß diese Unglückliche das Opfer Ihres Herzensirrtums werde?" — „Wer sagt Ihnen denn, daß einen Monat oder auch nur einen Tag später ich nicht ebensogut das Opfer ihres Irrtums hätte werden können?" — „Wer mir das sagt?

Das sagt mir all dasjenige, was sie für Sie getan hat und es sagt mir der Zustand, in dem sie sich jetzt befindet." — „Was sie für mich getan hat? . . . Du lieber Gott, sie wurde entschädigt durch den Verlust meiner Zeit." — „Aber, Herr Gardeil, wie können Sie Ihre Zeit und all die wertlosen Dinge mit dem vergleichen, was Sie ihr genommen haben!" — „Ich habe nichts getan, ich bin nichts, ich zähle jetzt dreißig Jahre; man muß endlich einmal an sich denken und all seine Nichtigkeiten nach ihrem wahren Werte einschätzen. . ." Inzwischen war das arme Fräulein wieder ein wenig zu sich gekommen. Bei seinen letzten Worten rief sie heftig: „Was redet er da von seinem Zeitverlust? Vier Sprachen hab ich gelernt, um ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen; tausend Bände habe ich gelesen; Tag und Nacht habe ich geschrieben, übersetzt und abgeschrieben; ich habe meine Kräfte verbraucht, mir meine Augen verdorben; ich hab eine schlimme Krankheit bekommen, von der ich nie geheilt werden werde. Und der Grund seines Widerwillens, er wagt ihn bloß nicht einzugestehen; aber Sie sollen ihn kennen lernen." In diesem Augenblick reißt sie sich ihr Halstuch ab, macht einen der Aermel ihres Kleides frei, entblößt die Schulter und zeigt mir einen rotlaufartigen Fleck. Den Grund seiner Sinnesänderung, hier ist er, hier; das habe ich von meinen durchwachten Nächten. Er kam des Morgens

mit seiner Pergamentrolle: Herr von Héronville, so sagte er mir, muß schleunigst wissen, was darin steht; die Arbeit muß morgen fertig sein. Sie war es. . ." In diesem Moment hörten wir, wie sich Schritte der Tür näherten, es war ein Bedienter, der die Ankunft des Herrn von Héronville meldete. Gardeil erbleichte. Ich forderte Fräulein de la Chaux auf, ihre Kleidung wieder in Ordnung zu bringen und sich zurückzuziehen: „Nein," sagte sie, „nein, ich bleibe. Ich will den Unwürdigen entlarven, ich werde Herrn von Héronville erwarten, ich werde mit ihm sprechen." — „Und wozu soll das gut sein?" — „Zu nichts, Sie haben recht." — „Morgen würden Sie trostlos darüber sein. Lassen Sie ihn mit allem seinem Unrecht; das ist eine Ihrer würdige Rache." — „Aber ist sie auch seiner würdig? Sehen Sie denn nicht, daß jener Mann dort nur ein . . . doch gehen wir, mein Herr, gehen wir; denn sonst stehe ich für nichts ein. . . Im Nu ordnete Fräulein de la Chaux wieder ihre Kleidung und eilte aus Gardeils Zimmer. Ich folgte ihr und hörte, wie die Tür heftig hinter uns zugeschlagen wurde. Ich führte sie zu ihr nach Hause, wo der Doktor le Camus uns erwartete. Die Leidenschaft, die er für jenes junge Mädchen empfand, unterschied sich wenig von der, die sie für Gardeil hatte. Ich erzählte ihm von unserem Besuch, während er deutliche Zeichen seines Zornes, seines

Schmerzes, seines Unwillens zu erkennen gab . . .

— Aber es war nicht allzu schwierig auf seinem Gesicht zu lesen, daß Euer geringer Erfolg ihm nicht allzu unangenehm war. —

— Das stimmt.

— Da haben Sie den Mann. So ist er eben.

— Diesem Bruche folgte eine heftige Krankheit, während welcher der gute, der ehrenhafte, der zärtliche und feinfühlende Doktor ihr eine Sorgfalt angedeihen ließ, die er kaum für die erste Dame Frankreichs gehabt haben würde. Er kam drei-, viermal am Tage. Solange Gefahr vorhanden war, schlief er in ihrem Zimmer auf einem Feldbette. So eine Krankheit ist ein Glück in großer Betrübnis . . .

— Indem sie uns einander näher bringt, entfernt sie die Erinnerung an andere. Und dann dient sie auch als Vorwand, um ohne Indiskretion und ohne Zwang miteinander traurig zu sein.

— Dieser im allgemeinen richtige Gedanke traf auf Fräulein de la Chaux nicht zu. Während ihrer Konvaleszenz machten wir einen guten Gebrauch von ihrer Zeit. Sie besaß Geist, Einbildungskraft, Geschmack, Kenntnisse, und zwar mehr als nötig gewesen wären, um zu der Akademie der Inschriften zugelassen zu werden. Sie hatte uns so und so oft bei metaphysischen Gesprächen zugehört, daß die abstraktesten Themata ihr geläufig geworden waren; und ihr erster literarischer Versuch war die Ueber-

setzung der Essays über das menschliche Erkennen von Hume. Ich sah ihr diese Uebersetzung durch und hatte darin wirklich sehr wenig zu verbessern. Mein Brief über die Tauben und Stummen erschien fast zu derselben Zeit. Einige sehr feine Einwände, die sie mir machte, gaben Veranlassung zu einem Nachtrage, der ihr gewidmet wurde. Dieser Nachtrag ist nicht das Schlechteste, was ich gemacht habe. Fräulein de la Chaux war wieder ein wenig heiterer geworden. Der Doktor lud uns manchmal zum Essen ein und diese Mahlzeiten waren nicht grade traurig. Seit der Entfernung Gardeils hatte die Leidenschaft von le Camus erstaunliche Fortschritte gemacht. Als er eines Tages beim Nachtisch sich ihr in allen Ehren und mit aller Empfänglichkeit und Naivetät eines Kindes, mit aller Feinfühligkeit eines geistigen Menschen erklärte, sagte sie ihm mit einem Freimut, der mir außerordentlich gefiel, der aber vielleicht dem andern mißfallen hatte: „Doktor, es ist unmöglich, daß die Achtung, die ich für Sie empfinde, noch wächst. Sie haben mich mit Gefälligkeiten überhäuft, und ich müßte schwarz sein wie das Ungeheuer von der Rue Hyacinthe, wenn ich nicht die lebhafteste Dankbarkeit empfände. Sie sprechen mir von Ihrer Leidenschaft mit solchem Zartgefühle und solcher Anmut, daß ich, glaube ich, böse sein würde, wenn Sie nicht mehr davon sprächen. Der bloße Gedanke

daran, daß ich Ihre Gesellschaft verlieren oder Ihrer Freundschaft beraubt werden könnte, würde genügen, um mich unglücklich zu machen. Sie sind ein ehrenhafter Mann, wenn es je einen gegeben hat. Sie sind von unvergleichlicher Güte und Sanftmut des Charakters. Ich glaube nicht, daß ein Herz in bessere Hände fallen könnte. Ich predige dem meinigen vom Morgen bis zum Abend zu Ihren Gunsten; aber was nützt alles Predigen, wo der gute Wille fehlt. Ich bringe es nicht weiter, das Herz. Indessen, Sie leiden und das tut mir außerordentlich weh. Ich kenne niemanden, der würdiger als Sie des Glückes wäre, um das Sie bitten, und ich möchte gern alles tun, um Sie glücklich zu machen. Alles mögliche ohne Ausnahme. Halt, Doktor, ich würde ... ja wahrhaftig ich würde sogar so weit gehen, mit Ihnen zu schlafen. Wollen Sie bei mir schlafen? Sie brauchen es nur zu sagen. Das ist alles, was ich für Sie tun kann; aber Sie wollen von mir geliebt werden, und das kann ich nicht." Der Doktor hörte ihr zu, ergriff ihre Hand, küßte sie, netzte sie mit seinen Tränen. Und ich, ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen. Fräulein de la Chaux kannte den Doktor sehr genau, und als ich ihr am nächsten Tage sagte: „Aber Fräulein, wenn der Doktor Sie nun beim Worte genommen hätte?" So antwortete sie: „So hätte ich eben mein Wort gehalten; aber

dahin konnte es gar nicht kommen, denn mein Anerbieten war nicht danach, um von einem solchen Manne wie er angenommen zu werden ..." —

„Warum nicht? Ich glaube, an Stelle des Doktors hätte ich gehofft, daß sich hinterher auch die Liebe einstellen würde." — „Ja, aber an Stelle des Doktors würde das Fräulein de la Chaux Ihnen nicht ein solches Anerbieten gemacht haben."

— Die Uebersetzung Humes hatte ihr nicht viel Geld eingebracht. Die Holländer drucken soviel man will, vorausgesetzt, daß sie nichts zu zahlen brauchen.

— Zum Glück für uns, denn bei den Fesseln, die man hier dem Geiste anlegt, würden sie, wenn es ihnen auch nur einmal in den Sinn käme, die Autoren zu bezahlen, bald den ganzen Buchhandel an sich ziehen.

— Wir rieten ihr, ein Werk für die Unterhaltungslektüre zu schreiben, das zwar weniger Ehre, aber mehr Nutzen brächte. Sie befaßte sich vier oder fünf Monate damit, worauf sie mir einen kleinen Roman mit dem Titel Die drei Favoritinnen brachte. Es war darin eine Leichtigkeit des Stils, Feinheit und Spannung; aber, ohne daß sie sich dessen bewußt war (denn irgend einer Bosheit war sie nicht fähig), waren darin eine Masse einzelner Züge, die sich leicht auf die Maitresse des Herrschers, auf die Marquise von Pom-

padour, anwenden ließen, und ich verhehlte ihr nicht, daß, welche Opfer sie auch durch Milderung oder Unterdrückung jener Stellen brächte, es fast unmöglich wäre, daß ihr Werk erschiene, ohne sie zu kompromittieren, und daß die Gefahr zu verderben, was Gutes darin wäre, sie nicht vor einer noch größeren bewahren würde. Sie fühlte die ganze Wahrheit meiner Einwände und war höchst betrübt darüber. Der gute Doktor sorgte für alle ihre Bedürfnisse, aber sie machte mit um so größerer Reserve von seinen Wohltaten Gebrauch, je weniger sie sich Illusionen über die Art von Erkenntlichkeit machen konnte, die er dafür erwartete. Uebrigens war der Doktor damals nicht reich, und er schien auch nicht dazu geschaffen, es zu werden. Von Zeit zu Zeit zog sie ihr Manuskript aus der Mappe und sagte traurig zu mir: „Also es gibt kein Mittel, etwas damit anzufangen und es soll hier so stecken bleiben?" Ich gab ihr einen seltsamen Rat. Dieser bestand darin, das Werk, so wie es war, ohne Milderung, ohne Aenderung an Frau von Pompadour selbst zu schicken, nebst ein paar Zeilen, die sie über die Sendung aufklären sollten. Diese Idee gefiel ihr. Sie schrieb einen Brief, der in jeder Hinsicht, besonders aber durch einen aufrichtigen Ton entzückend war und dem man sich nicht verschließen konnte. Zwei oder drei Monate verflossen, ohne daß sie irgend etwas hörte, und sie hielt bereits ihren Versuch

für gescheitert, als sich bei ihr ein Verdienstkreuz nebst einer Antwort der Marquise einstellte. Das Werk war darin nach Verdienst gelobt. Man dankte für das Opfer, man anerkannte den Fleiß, man war durchaus nicht beleidigt und lud die Verfasserin ein, nach Versailles zu kommen, wo sie eine erkenntliche Frau vorfinden würde, die geneigt sein werde, ihr nach Kräften zu dienen. Als der Bote die Wohnung des Fräulein de la Chaux verließ, ließ er geschickt auf dem Kamin eine Rolle mit 50 Louis zurück. Der Doktor und ich baten sie, das Wohlwollen der Frau von Pompadour in Anspruch zu nehmen, wir hatten es aber mit einem Mädchen zu tun, deren Bescheidenheit und Schüchternheit ebensogroß war, wie ihr Verdienst. Wie sie sich in solchen Lumpen vorstellen sollte? Der Doktor beseitigte sofort alle Schwierigkeiten. Nach der Kleidung suchte sie andere Ausflüchte und wieder andere. Die Reise nach Versailles wurde von Tag zu Tag aufgeschoben, bis es nicht mehr recht angängig war, sie zu machen. Wir sprachen bereits seit einiger Zeit nicht mehr davon, als derselbe Bote mit einem zweiten Briefe wiederkam, der voll liebenswürdiger Vorwürfe war und ebenso wie der erste eine mit gleichem Takte angebotene Gratifikation im Gefolge hatte. Diese hochherzige Handlung der Frau von Pompadour ist sonst nicht bekannt geworden. Ich habe darüber mit Herrn Collin, ihrem

Vertrauensmanne und dem Verteiler ihrer geheimen Gnadengeschenke, gesprochen. Er tat, als wüßte er nichts, und ich glaube gern, daß dies nicht die einzige Wohltat ist, die er mit sich zu Grabe getragen hat. So versäumte Fräulein de la Chaux zweimal die Gelegenheit, sich aus dem Elend emporzuraffen. In der Folgezeit verlegte sie ihre Wohnung nach dem äußersten Ende der Stadt und ich verlor sie ganz aus dem Gesicht. Was ich von ihrem weiteren Leben erfahren habe, war nur Kummer, Krankheit und Elend. Ihre Familie verschloß ihr hartnäckig die Tür, und sie suchte vergebens die Unterstützung dieser braven Leute nach, die sie so eifrig verfolgt hatten.

— Das ist ja immer so.

— Der Doktor verließ sie nicht. Sie starb auf Stroh in einer Scheune, während der kleine Tiger von der Rue Hyacinthe, der einzige Liebhaber, den sie gehabt hat, in Montpellier oder Toulouse als Arzt praktizierte und in größter Wohlhabenheit den Ruf eines sehr geschickten Mannes und den Ruf eines Ehrenmannes obendrein, genoß.

— Aber das ist ja auch fast immer so. Wenn es einen guten und ehrbaren Tanié gibt, so gibt es eine Reymer, die ihm die Vorsehung sendet; und wenn es eine gute und ehrenhafte de la Chaux gibt, so fällt sie einem Gardeil zur Beute, auf daß alles zum Besten sei in der Welt.

Frau von La Carlière

— Kehren wir zurück?

— Es ist noch sehr zeitig.

— Sehen Sie diese Wolken?

— Fürchten Sie nichts; sie werden von selbst verschwinden und ohne die Hilfe des geringsten Windhauch.

— Sie glauben?

— Ich habe oft die Beobachtung im Sommer bei heißem Wetter gemacht. Die untre Schicht der Atmosphäre, die der Regen von ihrer Feuchtigkeit befreit hat, wird einen Teil des dicken Dunstes wieder aufnehmen, welcher den dunklen Schleier bildet, der Ihnen den Anblick des Himmels entzieht. Die Masse dieses Dunstes wird sich allmählich gleichmäßig in der ganzen Luftmasse verteilen; und durch diese genaue Verteilung oder Vermengung, wie Sie es nun nennen wollen, wird die Atmosphäre durchsichtig und hell werden. Dasselbe Experiment, das wir im Kleinen in unseren Laboratorien versucht haben, vollzieht sich im Großen über unsern Köpfen. In einigen Stunden werden azurne Punkte die dünner gewordenen Wolken durchbrechen, die Wolken werden immer seltener werden, die azurnen Punkte werden sich vermehren und ausdehnen, und bald werden Sie nicht mehr

wissen, was aus dem schwarzen Schleier geworden ist, der Sie erschreckte. Sie werden überrascht und erfrischt sein von der Klarheit der Luft, von der Reinheit des Himmels und der Schönheit des Tages.

— Ja das ist wirklich wahr; denn während Sie sprachen, schaute ich hinauf und das Phänomen schien sich auf Ihren Befehl zu vollziehen.

— Dieses Phänomen ist nur eine Art Auflösung des Wassers durch die Luft.

— Ebenso wie der Dunst, der die äußere Fläche eines Glases beschlägt, das man mit kaltem Wasser anfüllt, nur eine Art Niederschlag ist.

— Und wie jene enormen Ballen, die in der Atmosphäre schwimmen oder hängen, nur ein Ueberschuß von Wasser sind, die die Luft nicht aufzulösen vermag.

— Sie bleiben dort wie Stücke Zucker auf dem Boden einer Tasse Kaffee, der sie nicht mehr aufsaugen kann.

— Sehr gut.

— Und Sie verheißen mir also bei unserer Rückkehr...

— Ein ausgestirntes Himmelsgewölbe, wie Sie es noch nie gesehen haben.

— Könnten Sie, während wir unseren Spaziergang fortsetzen, da Sie ja alle Leute kennen, welche hier verkehren, mir nicht sagen, wer der dürre,

lange und melancholische Mensch ist, der sich soeben gesetzt hat, der noch kein Wort sprach und den man allein im Salon ließ, während der übrige Teil der Gesellschaft sich zerstreute.

— Das ist ein Mann, vor dessen Schmerz ich wahrhafte Achtung habe.

— Und wie heißt er?

— Chevalier Desroches.

— Derselbe Desroches, der nach dem Tode seines geizigen Vaters zu einem Riesenvermögen gelangte und sich durch seine Verschwendung, seine Galanterien und seine verschiedenen Berufe einen Namen gemacht hat?

— Derselbe.

— Der Narr, der alle möglichen Metamorphosen durchgemacht hat und den man nacheinander in den Bäffchen eines Geistlichen, in der Robe eines Justizbeamten und in Uniform gesehen hat?

— Jawohl, der Narr.

— Hat der sich aber verändert!

— Sein Leben ist ein Gewebe von seltsamen Ereignissen, er ist einer der unglücklichsten Opfer der Launen des Schicksals und der Vorurteile der Menschen. Als er sein geistliches Amt mit dem Richteramt vertauschte, erhob seine Familie ein großes Geschrei, und das dumme Publikum, das nie verfehlt, die Partei der Väter gegen die Kinder zu nehmen, begann ein einstimmiges Geheul.

— Es gab ja ebenfalls einen Heidenlärm, als er vom Richteramt in den Militärdienst trat.

— Und dennoch, was tat er Schlimmes? Er zeigte einen Zug von Kraft, auf den wir beide stolz sein würden, und der ihm den Ruf des größten Dummkopfes eintrug. Und dann wundern Sie sich noch, wenn das maßlose Geschwätz solcher Leute mir lästig fällt, mich ungeduldig macht und mich verletzt!

— Wirklich, ich gebe zu, ich habe Desroches ebenso wie alle andern Leute beurteilt.

— Und so kommt es, daß von Mund zu Munde, wobei sich der eine Mund immer zum lächerlichen Echo des andern macht, ein feiner Mann zu einem banalen Tölpel, ein geistreicher Mann zu einem Dummkopf, ein Ehrenmann zu einem Schuft, ein mutiger Mann zu einem Narren wird, und umgekehrt. Nein, diese frechen Schwätzer! es ist nicht der Mühe wert, daß man auf ihre Billigung oder Mißbilligung seiner Lebensweise das geringste gibt. Jetzt hören Sie einmal zu und schämen Sie sich tot.

— Desroches tritt sehr jung als Rat ins Parlament ein. Günstige Umstände bringen ihn schnell in die große Kammer. So wird er Strafrichter und Berichterstatter in einer Kriminalaffäre. Infolge seiner Beweisführung wird der Uebeltäter zum Tode verurteilt. Am Tage der Hinrichtung


A la toute belle
et gracieuse Mme de
La Carlière

ist es Brauch, daß diejenigen, die das Urteil gesprochen haben, sich nach dem Rathause begeben, um die letzten Wünsche des Unglücklichen entgegenzunehmen, für den Fall nämlich, daß er Wünsche habe, wie es diesmal der Fall war. Es war im Winter. Desroches und sein Kollege saßen am Kamin, als man ihnen die Ankunft des Delinquenten meldete. Der Mann, den die Tortur lendenlahm gemacht hatte, wurde auf einer Matratze hereingebracht. Während er hereingeschafft wird, erhebt er sich ein wenig, wendet seine Blicke gen Himmel und schreit: „Großer Gott, Dein Urteil ist gerecht!“ Und nun kniet er auf seiner Matratze vor Desroches: „Sie, mein Herr, sind es, der mich verurteilt hat!“ ruft er mit lauter Stimme, „ich bin des Verbrechens schuldig, dessen man mich angeklagt hat, ja, ich bin's, ich gestehe es. Sie aber wissen nichts davon.“ — Darauf erörtert er das ganze Prozeßverfahren, und beweist sonnenklar, daß weder die Beweisführung begründet, noch das Urteil berechtigt war. Desroches bebt am ganzen Leibe, er erhebt sich, zerreißt sein Richtergewand und verzichtet für immer auf das gefährliche Amt, über Tod und Leben der Menschen zu urteilen. Das nennen sie nun einen Narren. Ein Mann, der sich kennt und der das geistliche Gewand durch schlechte Sitten zu entehren oder sich mit dem Blute eines Unschuldigen zu besudeln fürchtet.

— Man weiß halt diese Gründe nicht.

— Wenn man sie nicht weiß, muß man eben schweigen.

— Um zu schweigen, muß man sich mißtrauen.

— Und was schadet es, wenn man sich mißtraut?

— Daß man zwanzig Menschen, die man kennt, den Glauben verweigert zugunsten eines Mannes, den man nicht kennt.

— Nun, mein Herr, ich verlange nicht so viel Bürgen von Ihnen, wenn es sich darum handelt, Gutes zu tun.

— Aber Böses? ...

— Lassen wir das; Sie bringen mich von meiner Erzählung ab und versetzen mich in schlechte Laune. Indessen etwas mußte er doch tun. Er kaufte sich eine Hauptmannsstelle.

— Er gab also den Beruf, seinesgleichen zu verurteilen auf, um ganz ohne Prozeßverfahren töten zu dürfen.

— Ich verstehe nicht, wie man bei dergleichen Fällen scherzen kann.

— Was wollen Sie? Sie sind traurig, ich bin lustig.

— Man muß seine ganze Geschichte kennen, um das Geschwätz des Publikums nach seinem wahren Werte zu schätzen.

— Ich möchte sie kennen lernen, diese Geschichte, wenn Sie wollten.

— Sie wird aber sehr lang werden.

— Desto besser.

— Desroches macht den Feldzug von 1745 mit und zeigt sich tapfer. Nachdem er den Gefahren des Krieges, nachdem er zweimalhunderttausend Flintenschüssen entgangen ist, zieht er sich durch ein scheues Pferd einen Beinbruch zu und zwar zwölf oder fünfzehn Meilen von einem Landhause entfernt, wo er sein Winterquartier aufschlagen sollte. Gott weiß, wie man über diesen Unfall gesprochen haben mag.

— Ja, es gibt freilich gewisse Leute, über die man zu lachen sich gewöhnt hat und die man niemals beklagt.

— Ein Mensch, der das Bein gebrochen hat, das ist doch wirklich etwas sehr Spaßiges! Nun Ihr frechen Herren Lacher, lacht nur immer weiter, doch wisset, daß es für Desroches vielleicht besser gewesen wäre, wenn ihn eine Kanonenkugel fortgerafft hätte, oder wenn er auf dem Schlachtfelde an einem Bajonettstich in den Leib krepiert wäre. Sein Unfall passierte ihm in einem armseligen kleinen Dorfe, wo es kein erträgliches Asyl gab außer dem Pfarrhause und dem Schlosse. Man transportierte ihn nach dem Schlosse, das einer jungen Witwe namens La Carlière, der Herrin des Ortes, gehörte.

— Wer hat nicht von Frau von La Carlière

gehört? Wer hat nicht von ihrer grenzenlosen Liebenswürdigkeit gegen einen alten eifersüchtigen Gatten gehört, dem die Habgier ihrer Eltern sie mit vierzehn Jahren geopfert hatte?

— In jenem Alter, wo man Verbindlichkeiten am ernstesten nimmt, weil man sich schminken wird oder sich schöne Locken drehen wird, war Frau von La Carlière zu ihrem ersten Manne in ihrem Benehmen höchst reserviert und höchst anständig.

— Ich glaube es, da Sie es mir sagen.

— Sie empfing und behandelte den Chevalier Desroches mit aller nur denkbaren Aufmerksamkeit. Ihre Geschäfte riefen sie häufig in die Stadt. Trotz ihrer Geschäfte und den beständigen Regengüssen eines garstigen Herbstes, der, indem er die Wasser der in der Nähe fließenden Marne anschwellen ließ, sie nötigte, nur im Kahne das Haus zu verlassen, blieb sie doch auf ihrem Landgute bis zu Desroches gänzlicher Heilung. Endlich ist er geheilt; er sitzt mit Frau von La Carlière in einem und demselben Wagen, der beide nach Paris fährt; und der Chevalier, der ihr bereits zur Dankbarkeit verpflichtet war und den noch ein süßeres Gefühl an seine junge, reiche und schöne Wirtin fesselte ...

— Es ist wahr, sie war ein himmlisches Geschöpf, sie erschien nie im Schauspiel, ohne Aufsehen zu erregen.

— Und dort haben Sie sie gesehen?

— So ist es.

— Während einer mehrjährigen Freundschaft hatte der verliebte Chevalier, dem Frau von La Carlière durchaus nicht gleichgiltig war, ihr mehrmals vorgeschlagen, sie zu heiraten. Aber die noch frische Erinnerung an das, was sie unter der Tyrannei ihres ersten Gatten erduldet hatte, und auch der Ruf des Leichtsinns, in dem der Chevalier infolge einer Menge galanter Abenteuer stand, schreckten Frau von La Carlière ab, die an die Bekehrung solcher Männer nicht glaubte. Sie stand damals im Prozeß mit den Erben ihres Mannes.

— Gab es nicht auch viel Gerede aus Anlaß dieses Prozesses?

— Sehr viel Gerede, und was für welches? Sie können sich wohl denken, daß Desroches, der bei Gericht noch viele Freunde hatte, die Interessen der Frau von La Carlière nicht vernachlässigte.

— Und sie war ihm natürlich dankbar dafür.

— Er ging beständig bei den Richtern ein und aus.

— Das Spaßige ist, daß, als sein Bruch vollständig geheilt war, er die Richter immer nur mit einer Krücke am Bein besuchte. Er behauptete nämlich, daß seine Bemühungen, wenn sie von einer Krücke unterstützt würden, um so rührender sein würden. Allerdings nahm er die Krücke bald

unter den linken Arm, und das wurde manchmal bemerkt.

— Ganz recht. Und um ihn von einem Verwandten gleichen Namens zu unterscheiden, nannte man ihn den Krücken-Desroches. Kurz und gut, mit Hilfe des guten Rechts und der pathetischen Krücke des Chevaliers gewann Frau von La Carlière ihren Prozeß.

— Und wurde so eine rechtmäßige Frau Desroches.

— Wie schnell Sie vorwärts eilen! Sie lieben keine Details, und so erlasse ich sie Ihnen. Sie waren also einig und standen nahe vor ihrer Verbindung, als Frau von La Carlière nach einem Festmahle inmitten einer zahlreichen Gesellschaft, die sich aus den beiden Familien und einer gewissen Anzahl Freunde zusammensetzte, plötzlich eine erhabene, fast feierliche Haltung annahm und also zu dem Chevalier sprach:

„Herr Desroches, hören Sie mich an. Heut sind wir beide noch frei. Morgen werden wir es nicht mehr sein; morgen werde ich die Herrin über Ihr Glück und Unglück, und Sie der Herr über das meinige sein. Ich habe darüber viel nachgedacht. Denken auch Sie, bitte, ernstlich nach. Wenn Sie in sich noch dieselbe Neigung zur Unbeständigkeit fühlen, die Sie bisher beherrscht hat, wenn ich nicht ausschließlich Ihren Wünschen

genügen sollte, so gehen Sie keine Verpflichtung ein. Ich beschwöre Sie um Ihret- und meinetwillen. Bedenken Sie, daß, je weniger ich mich dazu geschaffen glaube, vernachlässigt zu werden, desto lebhafter ich eine Kränkung empfinden würde. Ich bin eitel, und zwar sehr. Ich kann nicht hassen; niemand aber kann besser verachten und von einer Verachtung komme ich nie wieder los. Morgen, vor dem Altar sollen Sie schwören, mir anzugehören und zwar nur mir anzugehören. Prüfen Sie sich, befragen Sie Ihr Herz, so lange es noch Zeit ist, bedenken Sie, es handelt sich um mein Leben. Mein Herr, ich bin leicht verwundet, und die Wunde meines Herzens vernarbt nie, sie blutet stets. Ich werde mich nicht beklagen, weil Klagen anfangs lästig fällt und schließlich nur das Uebel verschlimmert, und weil Mitleid ein Gefühl ist, das denjenigen herabsetzt, der es einflößt. Ich werde meinen Schmerz in mich verschließen und daran zugrunde gehen. Chevalier, ich überlasse Ihnen mein Gut und mein Blut, ich füge mich Ihrem Willen und Ihren Launen. Sie werden mir alles auf der Welt sein, aber ich muß auch Ihnen alles auf der Welt sein; mit weniger werde ich mich nicht begnügen. Ich bin, glaube ich, in diesem Moment das einzige für Sie und Sie sind es zuverläßlich für mich. Aber es ist sehr möglich, daß Sie eines Tages einer Frau begegnen,

die liebenswürdiger wäre, und ich einem Manne, der es mir schiene. Rechtfertigte das wirkliche oder angebliche Verdienst Unbeständigkeit, so würde es keine Sitten mehr geben. Ich habe Sitten, will welche haben, will auch, daß Sie welche haben. Ich will Sie rückhaltslos durch alle nur erdenkbare Opfer erwerben: das sind meine Rechte, meine Ansprüche und davon lasse ich nichts ab. Ich werde alles für Sie tun, damit, falls Sie mir untreu werden, Sie nicht nur untreu scheinen sollen, sondern auch nach dem Urteil verständiger Menschen und vor Ihrem eignen Gewissen der undankbarste aller Menschen seien. Derselbe Vorwurf soll mich treffen, wenn ich nicht Ihren Sorgen, Ihrer Achtung, Ihrer Zärtlichkeit über alle Erwartung entspreche. Wozu ich fähig bin, das habe ich an der Seite eines Gatten kennen gelernt, der mir die Pflichten einer Frau weder leicht, noch angenehm machte. Sie wissen also jetzt, was Sie von mir zu erwarten haben. Nun sehen auch Sie zu, was Sie von mir zu fürchten haben. Reden Sie, Chevalier, reden Sie ganz offen. Ich werde entweder Ihre Gattin werden oder Ihre Freundin; die Alternative ist nicht grausam. Mein Freund, mein lieber Freund, ich beschwöre Sie, setzen Sie mich nicht der Gefahr aus, Sie zu verachten, vor dem Vater meiner Kinder zu fliehen, und vielleicht in einem Anfalle von Verzweiflung ihre harmlosen

Liebkosungen zurückzuweisen. Könnte ich doch mein ganzes Leben lang mit erneuter Liebesinnigkeit Sie in ihnen wiederfinden und mich freuen, ihre Mutter zu sein. Geben Sie mir das größte Zeichen von Vertrauen, das eine anständige Frau jemals von einem galanten Manne erbeten hat: verschmähen Sie mich, falls Sie glauben, daß ich mich zu hoch einschätze. Weit entfernt davon, beleidigt zu sein, werde ich meine Arme um Ihren Hals schlingen und die Liebe all der Frauen, die Sie bisher gefesselt haben, und die Nichtigkeiten, die Sie an sie verschwendet haben, werden Ihnen niemals einen so innigen, einen so süßen Kuß eingetragen haben, als den, den Sie Ihrer Offenheit und meiner Erkenntlichkeit verdanken sollen!"

— Ich glaube, seinerzeit eine sehr komische Parodie auf diese Ansprache gehört zu haben.

— Stammte sie nicht von einer Freundin der Frau von La Carlière her?

— Wahrhaftig, ich erinnere mich ihrer; Sie haben's erraten.

— Sollte sich da ein Mann nicht in den tiefsten Wald flüchten, fern von dieser wohlgesitteten Canaille, der nichts heilig ist? Ich werde es noch tun; so weit wird es noch kommen, verlassen Sie sich darauf, ich werde es tun. Die Gesellschaft, die anfangs gelächelt hatte, brach schließlich in Tränen aus. Desroches stürzte der Frau von La Carlière

zu Füßen und stieß allerlei zärtliche und treuherzige Beteuerungen aus. Er verschwieg nichts, was sein bisheriges Betragen erschweren oder entschuldigen konnte. Er verglich Frau von La Carlière mit den Frauen, die er gekannt und verlassen hatte, leitete aus diesem schmeichelhaften und gerechten Vergleich Beweggründe her, die sie und ihn selbst über die Gefahr einer modischen Liebschaft, einer Jugendtorheit, kurzum über ein Laster beruhigen konnten, die mehr in dem Zustande der allgemeinen Sittlichkeit, als in der seinigen liegen konnte. Er sagte nur, was er dachte und was er zu tun sich gelobte. Frau von La Carlière betrachtete ihn, hörte ihn an, suchte seine Worte, seine Bewegungen zu durchdringen und deutete sie zu ihrem Vorteil.

— Warum nicht, da er die Wahrheit sagte?

— Sie hatte ihm eine ihrer Hände überlassen, die er küßte, an sein Herz drückte, wieder küßte und mit Tränen benetzte. Alle Leute teilten ihre Rührung; alle Frauen fühlten mit Frau von La Carlière, alle Männer mit dem Chevalier.

— Das eben ist die Wirkung der Ehrbarkeit, daß eine große Versammlung ein Herz und eine Seele wird. Wie liebt und achtet man gegenseitig in solchen Augenblicken! Wie schön zum Beispiel ist die Menschlichkeit auf der Bühne! Warum muß man so schnell sich wieder von ihr trennen! Die

Menschen sind so gut und so glücklich, wenn Ehrbarkeit ihre Meinungen vereint und miteinander verschmilzt!

— Dieses Glück, das uns alle miteinander verschmolz, genossen wir, als Frau von La Carlière, von ihrer Begeisterung hingerissen, zu Desroches sagte: „Chevalier, ich glaube Ihnen noch nicht, aber ich werde Ihnen bald glauben.“

— Die kleine Comtesse verspottete großartig diesen Enthusiasmus ihrer schönen Cousine.

— Sie ist auch mehr geschaffen, sie zu verspotten, als ihr nachzufühlen. „Den Eiden, die am Altar geleistet wurden ...“ Sie lachen?

— Wahrhaftig, ich bitte Sie um Entschuldigung, aber, ich sehe die kleine Gräfin noch vor mir, wie sie auf den Fußspitzen stand und ich höre noch ihren emphatischen Ton.

— Gehen Sie doch, Sie sind ein Verbrecher oder doch wenigstens korrumpiert, wie all jene Leute. Ich will lieber schweigen.

— Ich verspreche Ihnen, nicht mehr zu lachen.

— Hüten Sie sich davor.

— Also, den Eiden, die am Altar geleistet wurden ...

— „Folgten eben so viele Meineide, daß ich nichts auf das feierliche Versprechen von morgen gebe. Die Gegenwart Gottes ist für uns weniger furchtbar, als das Urteil unseresgleichen. Herr

Desroches, kommen Sie näher, hier ist meine Hand; geben Sie mir die Ihrige und schwören Sie mir ewige Treue und Liebe. Die Menschen, die uns hier umgeben, sollen unsere Zeugen sein. Gestatten Sie, daß, wenn Sie mir irgend einen begründeten Verdacht zur Klage geben sollten, ich Sie vor diesem Tribunal anklage und Sie seinem Unwillen preisgebe. Seien Sie einverstanden, daß es auf meinen Ruf sich versammelt und Sie einen Verräter, einen undankbaren, einen perfiden, einen falschen, einen bösen Menschen nennt. Es sind meine und Ihre Freunde. Seien Sie einverstanden, daß in dem Moment, wo ich Sie verliere, auch Ihnen keiner bleibt. Sie, meine Freunde, schwören Sie mir, daß Sie ihn im Stiche lassen wollen."

— Sofort ertönten im Salon durcheinander die Rufe: „Ich verspreche es!" — „ich erlaube es," — „ich bin einverstanden!" — „wir schwören es!" Und inmitten dieses köstlichen Lärms küßte der Chevalier, der die Arme um Frau von La Carlière geschlungen hatte, sie auf die Stirn, auf die Augen, auf die Wangen. „Aber Chevalier!"

„Aber gnädige Frau, die Zeremonie ist beendet, ich bin Ihr Gatte, Sie sind meine Frau."

„Ja, bei den Hinterwäldlern gewiß; hier fehlt noch die gewohnte Formalität. Nehmen Sie einstweilen hier mein Bild, tun Sie damit, was Sie wollen. Haben Sie nicht auch das Ihrige be-

stellt? Wenn Sie es besitzen, so geben Sie es mir ..."

Desroches gab Frau von La Carlière sein Bild, sie hing es an ihr Armband und ließ sich für den Rest des Tages Frau Desroches nennen.

— Ich bin sehr begierig, zu erfahren, was daraus werden soll?

— Einen Augenblick Geduld, ich habe Ihnen versprochen, ausführlich zu sein und muß mein Wort halten. Aber ... freilich ..., das war ja zur Zeit Ihrer großen Reise, und Sie waren vom Königreiche abwesend.

— Zwei Jahre, zwei ganze Jahre waren Desroches und seine Frau die einigsten, die glücklichsten Gatten. Man hielt Desroches für gänzlich gebessert, und er war es auch tatsächlich. Seine ausschweifenden Freunde, die von der soeben geschilderten Szene gehört und darüber gescherzt hatten, sagten, der Priester bringe tatsächlich Unglück, und Frau von La Carlière hätte nach zweitausend Jahren das Geheimnis entdeckt, dem Fluche des Eides zu entgehen. Desroches hatte ein Kind von Frau La Carlière, die ich einstweilen Frau Desroches nennen will, bis ich sie wieder anders nennen muß. Sie wollte das Kind durchaus selbst nähren. Das war eine lange und gefährliche Zwischenpause für einen jungen und heißblütigen Menschen, der an solche Enthaltsamkeit nicht gewöhnt war.

Während Frau Desroches ihre Mutterpflichten erfüllte, suchte ihr Mann wieder die Gesellschaft auf. Er hatte das Unglück, einer jener verführerischen, verschlagenen Frauen zu begegnen, die im Geheimen erzürnt sind, wenn sie anderwärts eine Eintracht sehen, die in der eignen Behausung ausgeschlossen ist, und deren Absicht und Trost es zu sein scheint, daß andre in dieselbe Misere geraten, worin sie sich selbst befinden.

— Das ist Ihre Geschichte, aber nicht die ihrige.

— Desroches, der sich kannte, der seine Frau kannte, der sie achtete, der sie fürchtete ...

— Das ist fast ein und dasselbe ...

— brachte seine Tage bei ihr zu. Sein Kind, auf das er rein närrisch war, lag ebenso oft in seinen Armen, als in denen der Mutter, deren ehrenhaften, aber peinlichen Beruf er in Gemeinschaft von ein paar Freunden durch die Mannigfaltigkeit häuslicher Vergnügen zu erleichtern bestrebt war.

— Das finde ich sehr schön.

— Gewiß. Einer seiner Freunde war in Geschäfte der Regierung verwickelt. Das Ministerium schuldete ihm eine beträchtliche Summe, die fast sein ganzes Vermögen ausmachte und deren Rückzahlung er vergeblich erbat. Er eröffnete sich Desroches. Diese erinnerte sich, daß er sich einst sehr

gut mit einer durch ihre Verbindungen mächtigen, Frau gestanden hatte, mit deren Hilfe er die Angelegenheit erledigen wollte. Er schwieg anfangs, aber schon am nächsten Tage traf er diese Frau und sprach mit ihr. Man war entzückt darüber, einen galanten Mann wiederzufinden und ihm gefällig zu sein, den man zärtlich geliebt und ehrgeizigen Plänen geopfert hatte. Der ersten Aussprache folgten bald mehrere andere. Diese Frau war reizend. Sie hatte ihm gegenüber unrecht gehabt, und die Art, wie sie das eingestand, hatte durchaus nichts Cynisches. Desroches war eine Zeit lang unschüssig, was er tun sollte.

— Wahrhaftig, ich weiß nicht, warum.

— Doch halb war es das Gefallen an ihr, halb Untätigkeit oder Schwäche, halb die Befürchtung, daß ein elendes Bedenken ...

— Bezüglich eines für seine Frau ziemlich gleichgültigen Amüsements ...

— Er tat der Lebhaftigkeit der Beschützerin seines Freundes keinen Einhalt und verhinderte auch nicht den Erfolg ihrer Bemühungen; er vergaß einen Augenblick Frau Desroches und nahm an einer Intrige teil, die seine Komplizin das größte Interesse hatte geheim zu halten, und zwar in einem notwendig gewordenen und fortgesetzten Briefwechsel. Man sah sich wenig, schrieb sich aber oft. Ich habe hundertmal den Liebenden ge-

sagt: Schreibt nicht, die Briefe werden verloren gehen, früher oder später wird einer durch Zufall an die falsche Adresse gelangen. Der Zufall bringt alles mögliche zuwege, und mit der Zeit führt er ein verhängnisvolles Unglück herbei.

— Keiner hat Ihnen das geglaubt?

— Und alle haben sich auf diese Weise ins Verderben gestürzt; auch Desroches, wie Hunderttausende vor ihm und Hunderttausende nach ihm. Er bewahrte seine Briefe in einem jener kleinen, oben und unten mit Stahlbändern versehenen Köfferchen auf. In der Stadt und auf dem Lande war das Köfferchen immer in einen Sekretär eingeschlossen. Auf der Reise lag es stets auf einem der großen Koffer Desroches, vorn auf dem Kutscherbock, so auch dieses Mal. Sie reisen ab, sie kommen an. Beim Aussteigen gibt Desroches einem Bedienten das Köfferchen, um es in sein Zimmer zu tragen, zu dem man durch das seiner Frau gelangt. Dort zerreißt der Tragriemen, das Köfferchen fällt zu Boden, der Deckel löst sich los und eine Menge Briefe werden zu Füßen der Frau Desroches umgestreut. Sie hebt einige auf- und überzeugt sich von der Untreue ihres Gatten. Dieses Augenblickes erinnerte sie sich nie ohne Schauder; sie sagte mir, ein kalter Schweiß sei ihr überall aus dem Körper getreten und es hätte ihr geschienen, als ob eine eiserne Kralle ihr das Herz zuschnüre

und ihr die Eingeweide herausreiße. Was wird aus ihr werden? Was wird sie tun? Sie nimmt sich zusammen; sie bot alles auf, was ihr an Vernunft und Kraft blieb. Von diesen Briefen wählte sie die bezeichnendsten aus; sie brachte den Boden des Koffers wieder in Ordnung und befahl dem Diener, ihn in das Zimmer seines Herrn zu stellen; und sie verbot ihm bei Strafe sofortiger Entlassung irgend ein Wort von dem Vorfall zu erwähnen. Sie hatte Desroches versprochen, daß er nie eine Klage aus ihrem Munde hören sollte; sie hielt Wort. Indessen bemächtigte sich ihrer eine große Traurigkeit, sie weinte manchmal; sie wollte immer, sei es zu Hause oder auf den Spaziergängen, allein sein. Sie ließ sich allein in ihrem Zimmer das Essen auftragen; sie bewahrte fortgesetzt ein Schweigen; nur manchmal entrangen sich ihr unwillkürlich einige Seufzer. Der betrübte, aber doch ruhige Desroches hielt diesen Zustand für eine Nervenschwäche, obgleich nährende Frauen einer solchen nicht unterworfen zu sein pflegen. In sehr kurzer Zeit wurde die Gesundheit seiner Frau immer bedenklicher, so daß sie schließlich ihren Aufenthalt auf dem Lande abkürzen und in die Stadt zurückkehren mußte! Sie erhielt von ihrem Manne die Erlaubnis, allein in einem besonderen Wagen zu reisen. Hierher zurückgekehrt, traf sie mit so viel Reserve und Geschicklichkeit ihre Maßregeln, daß

Desroches, der das Verschwinden der Briefe nicht bemerkt hatte, in dem vorübergehenden Unmut seiner Frau, in ihrer Gleichgültigkeit, in ihren Seufzern, in ihren verhaltenen Tränen, in ihrer Neigung zur Einsamkeit, nur die die gewohnten Symptome der Krankheit zu sehen glaubte, die er bei ihr annahm. Manchmal riet er ihr, das Kind abzusetzen. Das grade war das einzige Mittel, eine Aussprache zwischen ihr und dem Manne, so lange sie wollte, hinauszuschieben. Desroches lebte also weiter neben seiner Frau, und zwar in völligster Sorglosigkeit über das Geheimnis ihres Benehmens, als sie eines Morgens, groß, edel, würdig in derselben Kleidung und dem gleichen Schmucke vor ihm erschien, die sie bei der häuslichen Feier am Tage vor ihrer Hochzeit getragen hatte. Was sie an Frische und Körperumfang verloren hatte, was der geheime Kummer, der sie verzehrte, ihr an Reizen genommen hatte, das wurde reichlich aufgewogen durch ihre edle Haltnng. Desroches schrieb grade an seine Freundin, als seine Frau eintrat. Beide waren sehr beunruhigt; da sie aber beide gleich geschickt waren, und das nämliche Interesse hatten zu heucheln, so ging diese Unruhe bald vorüber: „Ach, sieh da, Frau!" rief Desroches, indem er bei ihrem Anblick wie aus Zerstreutheit das geschriebene Briefpapier zerriß, „wie schön du heute bist! was hast du denn heute

vor?" — „Ich habe vor, mein Herr, unsere beiden Familien wieder zusammenzurufen. Unsere Freunde, unsere Verwandten sind eingeladen, ich rechne auf Sie." — „Gewiß. Um wieviel Uhr rechnen Sie auf mich?" — „Um wieviel Uhr ich auf Sie rechne? nun ... zur gewöhnlichen Stunde." — „Sie haben einen Fächer und Handschuhe, gehen Sie denn aus?" — „Wenn Sie gestatten." — „Und kann man erfahren, wohin Sie gehen?" — „Zu meiner Mutter." — „Ich bitte Sie, ihr meine Grüße auszurichten." — „Ihre Grüße?" — „Freilich."

Frau Desroches kehrte erst um die Mahlzeit nach Hause zurück. Die Gäste waren schon da, man erwartete sie. Sobald sie erschien, hörte man allenthalben denselben Ausruf, wie vorher aus dem Munde ihres Mannes. Die Männer, die Frauen umringten sie und sagten: „Aber so schaut doch, wie schön sie ist!" Die Frauen brachten etwas an ihrer Frisur in Ordnung, was sich verschoben hatte. Die Männer, die in einiger Entfernung und in Bewunderung dastanden, raunten sich leise zu: „Nein, weder Gott noch die Natur haben etwas Imposanteres, Größeres, Schöneres, Edleres, Vollkommeneres geschaffen, oder schaffen können." — „Aber liebe Frau," sagte Desroches zu ihr, „Sie scheinen gar nicht zü merken, was für einen Eindruck Sie auf uns machen. O, bitte, lachen Sie nicht, ein Lächeln, das mit so viel Reiz verbunden

ist, würde uns vollends den Verstand rauben." Frau Desroches antwortete mit einer leichten Bewegung des Unwillens, wandte den Kopf beiseite und führte ihr Taschentuch an die Augen, die feucht zu werden begannen. Die Damen, die alles bemerkten, fragten sich ganz leise: „Was hat sie denn? man sollte fast glauben, sie weint." Desroches, der ahnte, was sie flüsterten, zeigte mit der Hand an seine Stirn, zum Zeichen, daß der Kopf der gnädigen Frau ein wenig angegriffen sei.

— In der Tat, man schrieb mir ins Ausland, das dunkle Gerücht sei verbreitet, daß die schöne Frau Desroches, die ehemals schöne Frau von La Carlière, verrückt geworden sei.

— Man trug das Essen auf. Auf allen Gesichtern lag Freude, nur nicht auf dem der Frau von La Carlière. Desroches neckte sie leicht, aber in einem durchaus angemessenen Tone: „Liebe Frau, wenn du ein wenig lächeln wolltest." Frau von La Carlière tat, als hörte sie nicht, und bewahrte ihre ernste Miene. Die Damen sagten, ihr stünden alle Mienen so gut, daß man ihr getrost die Wahl überlassen könnte. Das Mahl ist beendet, man kehrt in den Salon zurück, es bildet sich ein Cercle. Frau von La Carlière ..., Sie wollen sagen Frau Desroches?

— Nein; es behagt mir nicht mehr, sie so

zu nennen. Frau von La Carlière läutet, sie gibt ein Zeichen, man bringt ihr Kind, sie nimmt es zitternd in Empfang, sie entblößt ihren Busen, gibt ihm zu trinken und reicht dann das Kind wieder der Wärterin, nachdem sie es lange traurig angeschaut, geküßt und das Gesicht des Kindes mit einer Träne benetzt hat. Sie sagt, indem sie diese Träne trocknet: „Das wird nicht die letzte sein.“ Aber diese Worte wurden so leise gemurmelt, daß man sie kaum hörte. Der Anblick rührte alle Anwesenden und tiefes Schweigen herrschte im Salon. Nun stand Frau von La Carlière auf und richtete an die Gesellschaft ungefähr folgende Worte:

„Liebe Verwandten und Freunde, Sie waren alle zugegen an dem Tage, wo ich Herrn Desroches mein Wort gab und er mir das seinige. Sie erinnern sich ohne Zweifel an die Bedingungen, unter denen ich seine Hand nahm und ihm die meinige gab. Herr Desroches, reden Sie. Bin ich meinem Versprechen treu geblieben?“ — „Peinlichst treu.“ — „Und Sie, mein Herr, haben mich getäuscht, haben mich verraten ...“ — „Ich, Madame! ...“ — „Sie, mein Herr.“ — „Wer sind die Unglücklichen, die Unwürdigen ...“ — „Unglücklich bin hier nur ich, unwürdig sind hier nur Sie!“ — „Madame, liebe Frau ...“ — „Ich bin es nicht mehr ...“ — „Madame!“ — „Mein Herr,

fügen Sie nicht Lüge und Anmaßung zur Treulosigkeit. Je mehr Sie sich verteidigen, desto mehr werden Sie in Verwirrung geraten. Schonen Sie sich selbst ..."

Nach diesen Worten zog sie die Briefe aus ihrer Tasche, gab heimlich einige Desroches und verteilte die andern unter die Anwesenden. Man nahm sie, las sie aber nicht. „Meine Damen und Herren," sagte Frau von La Carlière, „lesen und urteilen Sie. Sie sollen von hier nicht fortgehen, ohne Ihre Meinung gesagt zu haben." Darauf wandte sie sich an Desroches: „Sie, mein Herr, müssen die Schrift kennen." Man zögerte noch ein Weilchen, las aber auf die dringende Aufforderung der Frau von La Carlière die Briefe. Desroches hatte inzwischen zitternd und unbeweglich den Kopf an einen Spiegel gestützt und drehte der Gesellschaft, die er nicht anzusehen wagte, den Rücken. Einer seiner Freunde hatte Mitleid mit ihm, faßte ihn bei der Hand und führte ihn aus dem Salon.

— Bei der näheren Schilderung dieser Szene sagte man mir, daß er sehr banal und seine Frau in allen Ehren lächerlich gewesen sei.

— Die Abwesenheit Desroches erregte Befriedigung. Man gab seinen Fehler zu; man billigte den Groll der Frau von La Carlière, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht auf die Spitze triebe. Man

scharte sich um sie, man umdrängte sie, man bat, man beschwor sie. Der Freund, der Desroches hinausgeführt hatte, kam und ging und unterrichtete ihn von dem, was sich drinnen zutrug. Frau von La Carlière blieb fest bei ihrem Entschlusse, den sie noch nicht geäußert hatte. Sie antwortete gegenüber allen Vorstellungen nur immer dasselbe. Sie sagte zu den Frauen: „Meine Damen, ich tadle durchaus nicht Ihre Nachsicht“; zu den Männern: „Meine Herren, das geht nicht; das Vertrauen ist einmal dahin und es gibt kein anderes Mittel.“ Man führte den Mann wieder herein, er war mehr tot als lebendig. Zu den Füßen seiner Frau stürzte er mehr, als er niederkniete; dort verharrte er ohne zu sprechen. Frau von La Carlière sagte zu ihm: „Stehen Sie auf, mein Herr.“ Er erhob sich und sie sprach weiter: „Sie sind ein schlechter Ehemann. Sind Sie nun ein galanter Mann oder sind Sie keiner, das möchte ich gern wissen? Ich kann Sie weder mehr lieben noch achten; das heißt also so viel, wie, daß wir nicht mehr geschaffen sind, zusammenzuleben. Ich überlasse Ihnen mein Vermögen, ich beanspruche davon nur einen Teil, der für meine und meines Kindes bescheidene Existenz genügt. Meine Mutter ist benachrichtigt. Ich werde bei ihr ein Unterkommen finden, und Sie erlauben wohl, daß ich mich sofort zu ihr begebe. Das einzige, worum

ich Sie bitte, und was ich zu fordern ein Recht habe, ist, daß Sie mir einen Skandal ersparen, der meine Absichten nicht ändern würde, und dessen einzige Wirkung sein würde, daß er das grausame Urteil beschleunigen würde, welches Sie über mich gesprochen haben. Lassen Sie es geschehen, daß ich mein Kind mitnehme, und daß ich an der Seite meiner Mutter die Stunde erwarte, wo Sie mir oder ich ihr die Augen schließe. Sollten Sie in Not kommen, so seien Sie versichert, daß mein Schmerz und das hohe Alter meiner Mutter dem bald ein Ende machen werden."

Tränen flossen aus Aller Augen; die Frauen drückten ihr die Hand, die Männer knieten vor ihr nieder. Als aber gar Frau von La Carlière zur Tür schritt, ihr Kind in den Armen haltend, da hörte man allenthalben Schluchzen und Geschrei. Der Mann rief: „Frau! liebe Frau! Hören Sie mich an; Sie wissen ja nicht ..." Die Männer schrien, die Frauen schrien: „Frau Desroches!" Der Gatte rief: „Freunde, laßt Ihr sie wirklich gehn? Haltet sie, haltet sie doch fest, damit sie mich hört, damit ich mit ihr rede!" Und als man in ihn drang, er solle ihr doch den Weg verstellen, so sagte er: „Nein, ich kann es nicht, ich wag es nicht. Ich sollte sie berühren! Nein, dessen bin ich nicht würdig."

Frau von La Carlière ging fort. Ich war grade

bei ihrer Mutter, als sie dahinkam, ganz gebrochen von der durchgemachten Erregung. Drei von ihren Bedienten hatten sie aus dem Wagen gehoben und trugen sie am Kopf und bei den Füßen. Es folgte die Wartefrau, bleich wie der Tod, mit dem Kinde, das an ihrer Brust eingeschlafen war. Man legte die unglückliche Frau auf dem Ruhebett nieder, wo sie lange Zeit bewegungslos unter den Augen ihrer alten ehrwürdigen Mutter liegen blieb, die den Mund öffnete, ohne einen Schrei auszustoßen, die um sie herum hantierte und die ihrer Tochter helfen wollte, ohne daß sie es konnte. Endlich kehrte ihr das Bewußtsein wieder, und ihre ersten Worte, als sie die Augen aufschlug, waren: „Ich bin also nicht tot! Ach wie süß ist es, tot zu sein! Leg Dich da neben mich, liebe Mutter, und laß uns mitsammen sterben. Aber wer wird dann für den armen Kleinen sorgen."

Darauf nahm sie die beiden mageren und zitternden Hände ihrer Mutter in ihre Rechte und legte die Linke auf das Kind. Ein Tränenstrom entstürzte ihren Augen, sie schluchzte, sie wollte laut klagen, aber Schluchzen und Klagen wurden von einem heftigen Krampf unterbrochen. Sobald sie wieder ein paar Worte sprechen konnte, sagte sie: „Wäre es denkbar, daß er ebenso um mich leidet?" — Inzwischen war man damit beschäftigt, Desroches zu trösten und ihm einzureden, daß der Zorn

über ein so leichtes Vergehen, wie das seinige, nicht andauern könnte, daß man aber seiner Frau einige Zeit lassen müsse und daß diese, nachdem sie einmal die Sache so feierlich ernst genommen habe, auch entsprechende Schritte hätte tun müssen. „Wir sind ein wenig mitschuldig, sagten die Männer.“ „Ja wahrhaftig,“ sagten die Frauen; „hätten wir ihren erhabenen Mummenschanz mit denselben Augen angesehen, wie das Publikum und die Gräfin, so wäre nichts von alledem passiert ... Das liegt eben daran, daß Dinge, die mit einem gewissen Apparat in Szene gesetzt werden, uns imponieren, und daß wir uns darum zu einer dummen Bewunderung mitreißen lassen, wo man eigentlich mit den Achseln zucken und lachen sollte ... Sie werden sehen, Sie werden sehen, was diese Szene für ein Aufsehen erregen und wie wir alle ins Gerede kommen werden.

— Unter uns, das war lächerlich. —

Von diesem Tage an nahm Frau von La Carlière ihren Witwennamen wieder an und duldete nicht, daß man sie Frau Desroches nannte. Ihre Tür, die lange für jedermann geschlossen war, blieb es für ihren Mann immer. Er schrieb. Man verbrannte seine Briefe, ohne sie zu öffnen. Frau von La Carlière erklärte ihren Verwandten und Freunden, daß sie niemanden wieder empfangen würde, der zugunsten ihres Mannes vermitteln wollte.

Die Priester mischten sich vergebens in die Angelegenheit. Selbst die Vermittlung hochangesehener Personen wies sie mit so viel Stolz und Festigkeit zurück, daß man sie bald in Ruhe ließ.

— Sie sagten ohne Zweifel, daß sie eine anmaßende, hartnäckige Prüde sei.

— Und die andern redeten das alle nach. Inzwischen versank Frau von La Carlière in Melancholie; ihre Gesundheit ward mit unglaublicher Schnelligkeit vernichtet. Es wußten so viele Leute um die unerwartete Trennung und um den Grund derselben, daß dieses bald den allgemeinen Unterhaltungsstoff bildete. Hier bitte ich Sie, wenn möglich, Ihre Blicke von Frau von La Carlière abzuwenden und das Publikum zu betrachten, jene dumme Menge, die über uns urteilt, die über unsere Ehre verfügt, die uns zu den Sternen erhebt und uns in den Kot zieht und die man um so mehr achtet, je mehr Tatkraft und Tugend man besitzt. Als Sklaven des Publikums werdet ihr die Adoptivsöhne des Tyrannen sein können, aber den vierten Tag der Ideen werdet ihr niemals erblicken! ... Es herrschte nur eine Meinung über das Benehmen der Frau von La Carlière: „sie war reif fürs Irrenhaus ... Das hieß ein schönes Beispiel zur Nachahmung geben! ... Da muß man ja dreiviertel aller Männer von ihren Frauen scheiden ... Dreiviertel, sagen Sie? Gibt es denn

überhaupt zwei vom Hundert, die ihren Frauen, streng genommen, treu sind? ... Frau von La Carlière ist ja gewiß sehr liebenswürdig; sie hatte ihre Bedingungen gestellt, zugegeben; sie ist die Schönheit, die Tugend, die Anständigkeit selbst. Man bedenke noch, daß der Chevalier ihr alles verdankt. Aber zu wollen, daß sie in einem ganzen Königreiche der einzige sei, an die sich ihr Gatte streng halte, diese Anmaßung ist zu lächerlich." Und denn sagte man weiter: „Wenn der Desroches darüber so niedergeschlagen ist, warum wendet er sich nicht an die Gesetze und warum bringt er seine Frau nicht zur Raison?" Nun überlegen Sie, was sie gesagt haben würden, wenn Desroches oder sein Freund eine Erklärung hätten abgeben können; aber alles zwang sie ja zu schweigen. Das letzte Gerede wurde vergeblich dem Chevalier immer wieder zugetragen. Er würde alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um seine Frau wieder zu erlangen, nur Gewalt würde er nicht angewandt haben. Indessen war Frau von La Carlière eine allgemein verehrte Frau; und inmitten jener Stimmen, die sie tadelten, wurden auch einige laut, die ein Wort der Verteidigung wagten, allerdings ein recht schüchternes, recht schwaches, recht zurückhaltendes Wort, des wenigen aus der Ueberzeugung kam, als es anstandshalber gesprochen wurde. —

In den zweideutigsten Lagen vergrößert sich die

Partei des Anstands unaufhörlich durch Ueberläufer. —

— Sehr gut bemerkt.

— Das Unglück, welches dauert, versöhnt mit allen Menschen, und der Verlust der Reize einer schönen Frau versöhnt alle andern Frauen.

— Noch besser gesagt. In der Tat, als die schöne Frau von La Carlière nur noch ein Skelett war, mischten sich die Ausdrücke des Bedauerns mit denen des Tadelns: „Nein, so in der Blüte der Jahre zu erlöschen, so dahinzuschwinden und noch dazu durch den Verrat eines Mannes, den sie wohl gewarnt hatte, der sie kennen mußte und der uns zu vergelten hatte, was alles sie ihm Gutes getan hatte. Denn, unter uns: als Desroches sie heiratete, war er ein Junker aus der Bretagne, der nichts hatte als seinen Mantel und seinen Degen ... Die arme Frau von La Carlière! — Das ist doch zu traurig ... Aber, was kehrt sie auch nicht zu ihm zurück? ... Ja, warum? Ein jeder hat eben seinen Charakter, und es wäre nur zu wünschen, daß ein Charakter wie der ihrige verbreiteter wäre; dann würden sich unsere Herren und Meister so etwas wohl zweimal überlegen.

Während man sich so mit Redensarten für und wider unterhielt, indem dabei häkelte oder stickte und während die Wage unmerklich zugunsten der Frau von La Carlière neigte, war Desroches in

eine bedauernswerte geistige und körperliche Verfassung geraten. Man bekam ihn aber nicht zu Gesicht. Er hatte sich aufs Land zurückgezogen und erwartete in Schmerz und Kummer ein Zeichen des Mitleids, um das er durch alle möglichen Unterwürfigkeiten vergebens gebettelt hatte. Frau von La Carlière ihrerseits, die mittlerweile äußerst verarmt und geschwächt war, mußte die Ernährung ihres Kindes einer Arbeiterin überlassen. Das Unglück einer Milchstockung, das sie fürchtete, war eingetreten; das Kind nahm von Tag zu Tag immer mehr ab und starb schließlich. Da sagte man: „Wissen Sie schon? Die arme Frau La Carlière hat ihr Kind verloren ... Sie muß ja untröstlich sein ... Was nennen Sie untröstlich? Einen Kummer, der unfaßbar ist. Ich hab sie gesehen; es ist zum Erbarmen! man kann es nicht mit ansehen ... Und Desroches? ... Sprechen Sie mir nicht von den Männern; das sind Tiger. Wär ihm die Frau nur ein wenig teuer gewesen, würde er sich dann auf dem Lande befinden? würde er nicht sofort hergekommen sein? würde er ihn nicht auf der Straße, in der Kirche, an der Haustür auflauern? Wenn man durchaus will, kommt man schon zu einer Tür hinein, und dann bleibt man im Hause, man schläft dort, man stirbt dort ..." Tatsächlich hatte Desroches das alles versucht, nur wußte man es nicht, denn die Haupt-

sache ist ja nicht, daß man etwas weiß, sondern daß man davon spricht. Also sprach man davon ... „Das Kind ist tot ... wer weiß, ob nicht ein Ungeheuer, wie der Vater aus ihm geworden wäre ... Die Mutter liegt im Sterben ... und was tut der Mann inzwischen? ... Nette Frage das! Am Tage läuft er mit seinen Hunden in den Wald und des Nachts treibt er sich mit solchem Gelichter wie er selbst ist, herum ... Sehr nett."

Zweiter erschwerender Umstand: Desroches hatte die Ehren seines Standes erlangt, als er heiratete. Frau von La Carlière hatte gefordert, daß er den Militärdienst verlasse und sein Regiment dem jüngeren Bruder übergebe.

— Hatte denn Desroches einen jüngeren Bruder?

— Nein, wohl aber Frau von La Carlière.

— Nun?

— Nun, der junge Mann wird in der ersten Schlacht getötet, und sofort heißt es allgemein: „Mit Desroches ist das Unglück in dieses Haus eingezogen!" Wenn man sie so hörte, hätte man meinen können, der Schuß, woran der junge Offizier starb, sei von Desroches abgefeuert worden. Die Entfesselung des Hasses war ebenso allgemein als unbegreiflich. Je mehr sich die Leiden der Frau von La Carlière häuften, desto schwärzer wurde der Charakter des Desroches, seine Untreue wurde übertrieben, und, ohne daß seine Schuld

größer oder geringer wurde, ward er von Tag zu Tag mehr verhaßt. Doch das ist etwa noch nicht alles. O nein. Die Mutter der Frau von La Carlière war bereits über 76 Jahr alt. Ich verstehe nun, daß der Tod ihres Enkels und der beständige Anblick des Schmerzes ihrer Tochter genügten, um ihre Lebenstage abzukürzen, aber sie war ja krank. Gleichviel: man vergaß ihr Alter und ihre Krankheit; Desroches wurde für ihren Tod verantwortlich gemacht. Zum Ueberfluß sprach man dies noch offen aus. Er war ein Elender, dem sich Frau von La Carlière nicht wieder nähern durfte, ohne alles Schamgefühl mit Füßen zu treten. Er war der Mörder ihrer Mutter, ihres Bruders, ihres Kindes.

— Aber nach dieser schönen Logik hätten sie, wenn Frau von La Carlière nach einer langen und schmerzlichen Krankheit gestorben wäre, die der Ungerechtigkeit und dem Hasse der Oeffentlichkeit allen möglichen Spielraum gewährt hätte, sie ihn als den fluchwürdigen Mörder einer ganzen Famlie betrachten müssen.

— Das geschah auch und das taten sie.

— Sehr gut.

— Wenn Sie mir nicht glauben, wenden Sie sich an einen der hier Anwesenden und Sie werden sehen, was sie Ihnen antworten werden. Wenn er allein im Salon geblieben ist, so liegt das daran,

daß ihm in dem Augenblick, wo er eintrat, jedermann den Rücken gewandt hat.

— Warum denn? Man weiß, ein Mensch ist ein Schurke, aber das hindert doch nicht, daß man ihn empfängt.

— Diese Geschichte ist noch ein wenig zu neu; und all jene Leute dort sind die Verwandten oder Freunde der Verstorbenen. Frau von La Carlière starb am zweiten Pfingstfeiertage und wissen Sie wo? In der Kirche Saint-Eustache bei der Messe inmitten einer zahlreichen Menge.

— Welch eine Torheit! Man stirbt in seinem Bette. Wem ist es jemals eingefallen in der Kirche zu sterben. Diese Frau hatte sich vorgenommen, bis zum letzten Augenblick bizarr zu bleiben.

— Ja bizarr; das ist das richtige Wort. Es ging ihr ein wenig besser. Sie hatte am Tage zuvor gebeichtet. Sie glaubte sich genügend gekräftigt, um das Sakrament in der Kirche zu empfangen, anstatt es sich daheim erteilen zu lassen. Man führt sie in einem Tragstuhl dorthin. Sie hört das Hochamt ohne zu klagen und scheinbar auch ohne zu leiden. Der Augenblick der Kommunion kommt heran. Ihre Frauen reichen ihr den Arm und führen sie zum heiligen Tisch. Der Geistliche gibt ihr das Abendmahl, sie neigt sich, wie, um es zu empfangen und sie verscheidet.

— Sie verscheidet! . . .

— Ja, sie verscheidet in bizarrer Weise, wie Sie es gesagt haben.

— Und nun weiß Gott, was für ein Aufsehen.

— Lassen wir das; das übrige kann man sich ja denken, und kommen wir zu Ende.

— Die Frau wurde natürlich infolgedessen hundertmal interessanter und ihr Mann hundertmal verabscheuenswürdiger.

— Das versteht sich von selbst.

— Und das ist noch nicht alles?

— Nein, der Zufall wollte, daß Desroches den Zug traf, als man die Tote von der Kirche nach ihrer Wohnung brachte.

— Alles scheint sich gegen diesen armen Teufel zu verschwören.

— Er kommt näher, erkennt seine Frau und schreit laut auf. Man erkundigt sich, wer der Mann ist. Mitten aus der Menge ertönt eine taktlose Stimme (die des Priesters aus der Pfarrei): „Es ist der Mörder dieser Frau." Desroches ringt die Hände, rauft sich die Haare aus: „Ja, ja, das bin ich." Sofort umringt man ihn, überhäuft ihn mit Schmähungen, rafft Steine auf, und er wäre an Ort und Stelle getötet worden, wenn nicht einige ehrbare Leute ihn vor der Wut der erzürnten Volksmenge gerettet hätten.

— Und wie hatte er sich während der Krankheit seiner Frauen benommen?

— So gut, wie nur irgend möglich. Er hatte sich, wie wir alle von Frau von La Carlière täuschen lassen, die den anderen und vielleicht sich selbst ihr nahes Ende verbarg.

— Ich verstehe: nichtsdestoweniger war er ein Barbar, ein Unmensch.

— Eine wilde Bestie, die langsam einen Dolch in die Brust einer göttlichen Frau, seiner Gattin und Wohltäterin, gestoßen hatte und sie hatte zugrunde gehen lassen, ohne sich zu zeigen, ohne das geringste Zeichen von Interesse und Mitgefühl zu geben.

— Und das alles, weil er nicht gewußt hatte, was man ihm verbarg.

— Und was selbst die nicht wußten, die beständig um sie waren.

— Und die in der Lage waren, sie täglich zu sehen.

— Sehr richtig. Und das ist das öffentliche Urteil über unsere privaten Handlungen. So wird ein leichtes Versehen ...

— Oh, ein sehr leichtes.

— ... So wird ein leichtes Versehen durch eine Reihe von Ereignissen, die man unmöglich voraussehen und verhindern konnte, zu einem schweren Verbrechen.

— Dabei spielen Umstände mit, die eigentlich gar nichts mit dem Verschulden zu tun haben,

wie zum Beispiel der Tod des Bruders der Frau von La Carlière.

— Die Leute sind eben im Guten wie im Bösen abwechselnd, bald lächerliche Lobredner, bald unvernünftige Tadler. Das Ereignis bildet immer den Maßstab für ihr Lob und für ihren Tadel. Lieber Freund, hören Sie ihnen ruhig zu, wenn es Sie nicht langweilt, aber glauben Sie ihnen nicht und sprechen Sie ihnen niemals nach, sonst laufen Sie Gefahr, ebenso frech wie sie selbst, zu urteilen. Aber woran denken Sie? Sie träumen.

— Ich ändere die These, indem ich einen für Frau von La Carlière viel einfacheren Vorgang annehme. Sie findet die Briefe; sie schmollt. Nach einigen Tagen findet eine Aussprache statt und im Ehegemach eine Aussöhnung, wie das so der Brauch ist. Trotz der Entschuldigungen, der erneuten Beteuerungen und Eide verfällt bei seinem leichtsinnigen Charakter Desroches in eine zweite Eheirrung. Ein zweites Schmollen, eine zweite Auseinandersetzung, eine zweite Aussöhnung, wieder Schwüre, wieder Meineide und so fort, dreißig Jahre lang, wie das so der Brauch ist. Doch Desroches ist ein galanter Mann, der eifrig darauf bedacht ist, durch vermehrte Rücksichtnahme, durch grenzenlose Liebenswürdigkeit ein kleines Unrecht wieder gut zu machen.

— Wie das nicht immer so der Brauch ist.

— Keine Trennung, kein Aufsehen: sie leben miteinander, wie wir alle leben, und die Schwiegermutter und die Mutter und der Bruder und das Kind hätten sterben können, ohne daß man ein Wort darüber verloren haben würde.

— Oder wenn man darüber gesprochen hätte, so hätte man das höchstens getan, um einen Unglücklichen zu beklagen, der vom Schicksal verfolgt und mit Unglück überhäuft worden wäre.

— Es ist wahr.

— Woraus ich den Schluß ziehe, daß Sie nahe daran sind, diesem garstigen Ungeheuer mit hunderttausend häßlichen Köpfen und ebensovielen bösen Zungen die verdiente Verachtung zuteil werden zu lassen. Aber früher oder später kommt es wieder zu Verstande, und die Ueberlegung der Nachwelt macht das Geschwätz der Gegenwart wieder gut.

— Sie glauben also, daß der Augenblick kommen wird, wo man die Sache so ansehen wird, wie sie ist, und wo Frau von La Carlière angeklagt und Desroches freigesprochen wird.

— Ich denke sogar, daß der Augenblick gar nicht mehr fern sein wird, erstens, weil die Abwesenden immer unrecht haben, und weil es keinen Abwesenden gibt, der abwesender ist als ein Toter, zweitens, weil man spricht, weil man streitet, und weil die abgedroschensten Abenteuer als bloßer

Gesprächsstoff wieder zum Vorschein kommen und mit weniger Parteilichkeit behandelt werden. So wird man vielleicht noch zehn Jahre lang diesen armen Desroches mit den Augen ansehen, mit denen Sie ihn angesehen haben, wie er von Haus zu Haus sein unglückliches Dasein fortschleppt; man wird sich ihm nähern, man wird ihn fragen, man wird ihn anhören. Er wird keinen Grund mehr haben zu schweigen; man wird den wahren Kern seiner Geschichte erfahren und die Dummheit, die er gemacht hat, sehr leicht nehmen.

— Wie es sich auch gehört.

— Und wir beide sind ja noch jung genug; um einst zu hören, wie man die schöne, die große, die tugendsame, die würdige Frau von La Carlière noch eine eigensinnige und hochmütige Zierpuppe nennen wird. Denn die Leute müssen ewig aneinander etwas auszusetzen haben; und da es in ihrem Urteil keine Regeln gibt, so kennen sie auch kein Maß in ihren Ausdrücken.

— Wenn Sie nun eine Tochter zu verheiraten hätten, würden Sie die dem Desroches geben?

— Unbedenklich, denn der Zufall hatte ihn halt einmal straucheln lassen, wie das Ihnen sowohl, wie mir, wie irgend jemanden anders passieren konnte. Freundschaft, Anständigkeit, Wohltätigkeit, kurz alle möglichen Umstände hatten sein Vergehen und seine Enschuldigung vorbereitet. Sein Benehmen

seit der freiwilligen Trennung von seiner Frau ist tadellos gewesen, und ohne daß ich grade den untreuen Ehemännern recht geben will, vermag ich doch andererseits auch den Frauen, die der seltenen Ausnahme so viel Wichtigkeit beimessen, nicht grade unrecht zu geben. Und dann habe ich auch so meine, vielleicht richtigen, aber sicherlich seltsamen Ideen über gewisse Handlungen, die ich weniger als Laster des Mannes ansehe, denn als Folgen unserer absurden Gesetze, die wiederum Ursachen werden für ebenso absurde Sitten und für eine, ich möchte sagen, künstliche Verderbnis. Das ist vielleicht nicht übermäßig klar, aber es wird vielleicht ein andermal klar werden. Und nun wollen wir unser Bett aufsuchen. Ich höre bis hierher das heisere Geschrei von zwei oder drei unserer alten Spielschwestern, die Sie rufen. Außerdem geht der Tag zur Neige und die Nacht bricht herein mit einem so zahlreichen Gefolge von Sternen, wie ich es Ihnen voraus gesagt hatte.

— Ja, es ist wahr.

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller, Verlag in München, für Subskribenten in einer einmaligen Auflage von 1100 Exemplaren hergestellt in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig, vom Juli bis August 1907. 50 Exemplare wurden auf echt van Geldern abgezogen. Jedes Exemplar wurde in der Presse numeriert.

Dieses Exemplar trägt die Nummer 505



